

Erkenntnisse an der Jazz Night

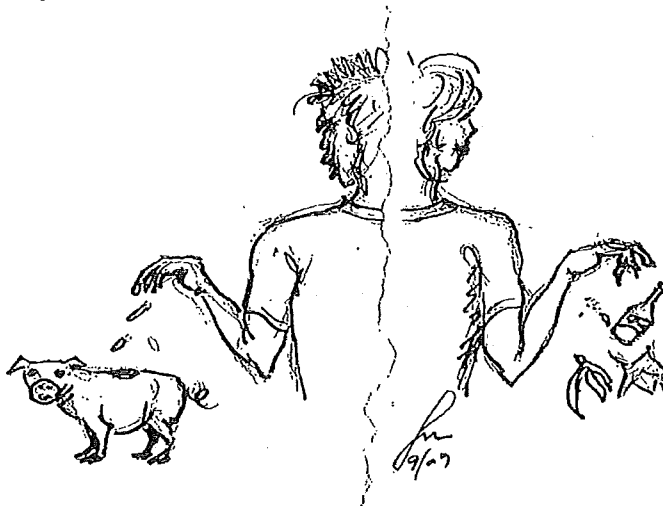
Gedanken zu widersprüchlichen Erwartungen an den Staat

Die spätsommerliche Jazz Night in der Zuger Altstadt ist ein kulturell-gesellschaftlicher Höhepunkt des Jahres. Am Höhepunkt des Abends hört dieser jedoch noch vor Mitternacht auf. Wollen wir nun festen oder unsere Ruhe und Ordnung? Ich mache mir Gedanken zur widersprüchlichen Erwartungen.

Die Jazz Night ist einer der besten Abende in Zug. Auch dieses Jahr genossen Tausende in der Zuger Altstadt zwei laue Augustabende und die Klänge von Jazz bis Rock, Swing bis Salsa. Die Stimmung war bestens. Kaum war der letzte Ton verklungen, das letzte Bier ausgeschenkt, da wurden Stände und Zelte wieder abgebaut. Und am anderen Morgen, als ich per Velo durch die Zuger Altstadt fuhr, hatten auch die Putzmaschinen des städtischen Werkhofes alles sauber geputzt, ich sah nur noch wenig vom grossen Fest am Abend vorher. Das ist Schweizer Ordnung, Sauberkeit und Gründlichkeit; das sind Schweizer Qualitäten, sie gehören zu unseren Stärken! Statistisch bestätigt uns dies eine jährliche Befragung von Schweizerinnen und Schweizern (sogenannter «Sorgenbarometer»): Nicht weniger als 38% der Befragten erachten die Ordnung und Sauberkeit als eine der wichtigsten Tugenden und Stärken der Schweiz.

Kehrseiten der Schweizer Tugenden

Aber es gibt, wie so oft, auch die andere Seite dieser Medaille: Inmitten der besten Stimmung und bei Tausenden von begeisterten Besucherinnen und Besuchern hörten um 23 Uhr die Bands auf zu spielen (Donnerstagnacht; am Freitag war um 23.30 Uhr Spielschluss) und ab 24 Uhr gab's kein Bier mehr. Die Organisatoren hätten wohl schon länger spielen und ausschenken lassen. Diese zeitlichen Einschränkungen werden uns jedoch von unseren Reglementen auferlegt zum Schutz gegen Lärm und zur Wahrung von Ruhe und Ordnung.



Eigentlich folgerichtig, gehören wie gesagt Ruhe und Ordnung zu unseren Stärken. Aber eben: Kaum beginnen Feste stimmig und bewegt zu werden, muss man sie abbrechen. Wegen unserer Ordnungsiebe.

Irgendwie spüren wir, dass da etwas nicht stimmt. Wir beginnen uns gegen solche reglementarischen Einschränkungen zu wehren. Entsprechend wird – in derselben Umfrage des «Sorgenbarometers» – angegeben, die grösste Schwäche der Schweiz seien die vielen Gesetze. Die Reglementierungsflut und -wut empfinden wir also als Nachteil. Nur, was wollen wir nun: Verordnete Ruhe und Ordnung? Oder weniger Gesetze, um der Lebensfreude Raum zu geben sowie Musik und Gesang auch nachts zu erlauben?

Mehr vom Staat, für weniger Geld?

Mit der Lektüre der erwähnten Umfrage «Sorgenbarometer» lernen wir die Schweizerinnen und Schweizer besser kennen und stossen dabei auch auf Besonderheiten und gar Widersprüche. Ein weiterer Widerspruch ist erkennbar: Nicht weniger als 59% der befragten Personen finden, der Staat leiste für sie persönlich zu wenig – das ist viel! Eine satte Mehrheit erwartet also mehr Leistungen für jeden einzelnen. Was heisst jedoch mehr staatliche Leistungen? Meistens bedeutet das, dass der Staat mehr Ressourcen (Geld,

Personal) einsetzen muss. Jede Umverteilung von Ressourcen braucht Verteilungsregeln, somit mehr Reglemente und Gesetze. Es braucht auch mehr Administration. Also: Wer mehr vom Staat erwartet, nimmt in Kauf, dass der Staat mehr Regeln braucht und mehr Geld, sprich Steuern.

Umgekehrt besagen die Umfrageergebnisse, dass die Schweiz zu viele Gesetze habe. Und an zweiter Stelle: Zu hohe Steuern. Aufgrund dieser Ergebnisse gibt es also offenbar eine stattliche Anzahl Leute, die zwar mehr vom Staat fordern; die dafür notwendigen zusätzlichen Regelungen und höhere Steuern zur Finanzierung und Verteilung der zusätzlichen Leistungen lehnen sie jedoch ab.

Umfragen wie der «Sorgenbarometer» offenbaren also, dass viele Schweizerinnen und Schweizer, bei allen positiven Tugenden, halt doch oft auch widersprüchlich denken und handeln. Entsprechend ist das Geschäft der Politik schon deshalb nicht immer einfach: Dass von verschiedenen Seiten, Parteien und Interessengruppen unterschiedliche Erwartungen an den Staat und dessen Politiker und Politikerinnen geäussert werden, ist klar. Schwierig wird es jedoch dann, wenn widersprüchliche Erwartungen von denselben Leuten kommen.

Matthias Michel, Text
Yvonne Marty, Illustration



HACHBARSCHAFT OBERWIL-GIAIENEN

Mitteilungsblatt

Nr. 3/2009, Juli / August / September

dortzytig oberwil

Seesicht

Gedanken vom Zuger Wallfahrtstag

Eine Wallfahrt ermöglicht Besinnung und die Bereitschaft, sich für eigene und Gedanken anderer zu öffnen. In Zeiten von Krisen, seien diese persönlicher oder gesellschaftlicher Art, hat diese Einkehr besondere Bedeutung. Der Abt von Einsiedeln hat zur Krise ein bemerkenswertes Wort gesprochen.

Viele Leute mögen das Wort «Wirtschaftskrise» nicht mehr hören; sie sind es überdrüssig, dauernd von schlechten Nachrichten überhäuft zu werden und sehnen sich nach positiven Entwicklungen. Doch ausweichen kann man gleichwohl nicht. So habe ich in der letzten dortzytig auch die Frage gestellt, ob die Krise in Oberwil schon angekommen sei. Und auch auf der Pilgerreise nach Einsiedeln war das Thema unausweichlich.

Wort des Abtes: Krise vorbei!

Die Pilgerwanderung am Auffahrtstag bot jeder und jedem einzelnen, in sich zu gehen, über die eigene Lebenssituation nachzudenken und betend um Unterstützung zu bitten. An und nach diesem Tag ist man entsprechend offen auch für Gedanken anderer. Anlässlich des traditionellen Empfangs der Zuger Behörden, jeweils nach der Vesper, pflegt der Abt von Einsiedeln in seiner Grussbotschaft aktuelle gesellschaftliche Fragen aufzunehmen. Abt Martin Werlen ist besonders begnadet, gesellschaftliche Themen zu analysieren, zu spiegeln und An-

regungen zu geben. So hat er auch diesmal nicht um die Krise herumgeredet. Zum Erstaunen aller Anwesenden hat er verkündet, die Wirtschaftskrise sei eigentlich vorbei und erklärte dies wie folgt: Die schlimmste Situation sei vor wenigen Jahren gewesen: Die amerikanische Wirtschaft, primär der Immobilienmarkt, habe auf falsche Schätzungen gebaut; nur habe man es nicht bemerkt. Das Schlimmste, so der Abt, sei, wenn man krank sei, es aber nicht merke; wenn man vor dem Abgrund stehe ohne dies zu bemerken. Auf ungesundem Fundament zu stehen im Irrglauben dieses sei fest, das sei die wirkliche Krise!

Chance der Veränderung

Heute, so der Einsiedler Abt, wisse man um die Fehler und Falscheinschätzungen. Entsprechend könne man – ähnlich wie ein Arzt – aufgrund der Diagnose nun Massnahmen zur Heilung ergreifen. Erst jetzt, wo wir von Fehlern wissen, können wir diese auch angehen. In diesem Sinn meinte der Abt, sei der schlimmste Teil der Krise vorbei. Nun haben wir die Chance der Veränderung, der Besserung. Auch sprachlich kommt dies im Wort Krise zum Ausdruck: Es bedeutet im Griechischen ursprünglich eine «entscheidende Wendung» oder eine «schwierige Situation, Zeit, die den Höhe- und Wendepunkt einer gefährlichen Entwicklung darstellt» (Duden). An diesem Punkt angelangt, haben wir also die Chance der Wende, der

Veränderung. Und auch in der chinesischen Schriftsprache enthalten die Begriffe Krise und Chance jeweils ein identisches Schriftzeichen, was so gedeutet wird, dass die Krise eben auch Chancen eröffnet.

Mut zum Risiko

Es stellt sich grundsätzlich die Frage, ob wir uns in unserem Leben so einrichten sollen, um jegliche Krisen möglichst zu vermeiden. Ein krisensicheres Leben also, mit allen Vorkehrungen, dass ja alles ver- und abgesichert ist? Selbstkritisch hat der argentinische Autor Juan Luis Borges am Ende seines Lebens erkannt, dass er sich viel zu stark abgesichert habe und schrieb: «Ich konnte ohne Thermometer, Thermosflasche, Regen- und Fallschirm nie aus dem Haus gehen; könnte ich nochmals leben, würde ich leichter reisen; ich würde mehr Fehler machen statt perfekt zu sein; ich würde mehr riskieren und würde viel mehr Flüsse durchschwimmen und Berge besteigen; ich würde barfuß gehen vom Frühling bis zum Herbst» (frei übersetzt aus dem Gedicht „Instantes“). Mit der Einsicht und Weisheit seines Alters ermuntert uns dieser berühmte Autor also, bewusst mehr Lebenserfahrungen zu machen ohne Angst vor Risiken, ohne Angst vor Krisen. Der weise Einsiedler Abt seinerseits erklärt uns, die Krisen, sobald wir sie erkennen, als Chance zur Veränderung anzunehmen.

Matthias Michel

125
JAHRE



10. September 2009

Schulhaus Oberwil

10. September 2009

10. September 2009

10. September 2009

10. September 2009

10. September 2009

10. September 2009

Ist die Krise in Oberwil schon angekommen?

Die weltweite Krise hat eine wirtschaftliche Seite, deren Auswirkungen nicht überall gleich sind. Sie hat aber auch eine andere Dimension: Die Verunsicherung in unserem Kopf. Sie weicht Positionen auf. Und lässt den Wert kleinräumiger Strukturen erkennen: Es lebe das Dorf!

Die Finanzkrise ist mehr als ein Jahr alt, und seit Monaten ist klar, dass sich diese zu einer globalen Wirtschaftskrise ausweitet. Die Besonderheit der Rezession liegt darin, dass sie erstmals in der Wirtschaftsgeschichte die wichtigsten globalen Märkte gleichzeitig tangiert (USA, Europa, Japan).

Erstaunlich war, dass die Konsumentenstimmung in der Schweiz lange Zeit gut blieb; das Weihnachtsgeschäft lief gut, der Detailhandel war zufrieden. «Kommt denn die Krise in der Schweiz nicht an; wann kommt sie nach Zug, nach Oberwil», musste man sich fragen. Als Volkswirtschaftsdirektor war ich häufig vor solche Fragen gestellt. Und noch bevor man Auswirkungen der erwarteten Rezession erkennen konnte, wurden von der Politik schon millionenschwere Massnahmen verlangt. Tatsächlich zeigte sich die Schweizer Wirtschaft und insbesondere auch die Zuger Wirtschaft bisher als recht resistent. Bis Ende Jahr war wenig zu spüren. Doch ab Jahresbeginn stiegen auch in Zug im Gleichzug mit der Schweiz die Arbeitslosenzahl und die Gesuche um Kurzarbeit. Und inzwischen wissen wir, dass viele Menschen auch bei uns fürchten müssen, weniger oder keine Erwerbsarbeit mehr zu haben.

Verunsicherung im Kopf

Unabhängig von diesen äusseren Faktoren lässt sich sagen: Die Krise ist überall angekommen, auch bei uns in Oberwil. Auf jeden Fall in unseren Köpfen. Wir erleben zum Beispiel, wie ein Flaggschiff der Schweizer Wirtschaft, die UBS, seit Monaten an Wert und Glaubwürdigkeit verliert, Stützungsmaßnahmen



men braucht und nun wegen einzelner Geschäftsfälle sogar das Schweizerische Bankgeheimnis ins Wanken bringt. Erinnerungen an den Niedergang der Swissair werden wach. Und das Selbstverständnis von uns Schweizern ist einmal mehr angeschlagen. Wir merken, dass wir in der Schweiz nicht unantastbar sind, dass wir nicht so eigenständig und besonders sind, wie wir uns in der Vergangenheit dargestellt haben. Das verunsichert. Dazu fürchten wir um unsere Altersversicherung, ein wichtiger Pfeiler unserer modernen Schweiz: Die Pensionskassen leiden und die Leistungen der AHV und IV erscheinen nicht mehr so selbstverständlich in alle Zukunft garantiert. Selbst wer noch nicht direkt von der Krise betroffen ist, merkt: In unseren Köpfen verändert sich etwas.

Welche Werte gelten noch?

Wir fragen uns: An welche Werte kann man sich denn noch halten? Der Werteverlust in der Wirtschaft ist augenfällig. Nicht nur der ökonomische. Politiker, die bis vor kurzem noch die Freiheit von jeglichem Staatseinfluss gepredigt hatten, befürworten nun die staatlichen Massnahmen zum Beispiel zur Stützung von Grossbanken. Umgekehrt fordert ein Linkspolitiker Steuersenkungen für den Mittelstand – bis vor kurzem hätte man eine solche, klar bürgerliche Forderung vom linken politischen Lager nicht erwartet.

Ein erstes Fazit: Verunsicherungen weichen Positionen auf, Krisen lassen Ideologien aufweichen und ideologische Positionen zusammenrücken. Das ist irgendwie tröstlich und an sich eine nicht unerwünschte Auswirkung!

Plädoyer fürs Dorf

Eine weitere Erkenntnis aus der Finanzkrise ist auch die folgende: Je komplexer und grösser die wirtschaftlichen Gebilde, Organisationen und Produkte sind, desto schlechter lassen sich Risiken erkennen und bewältigen; ein grosses, komplexes System lässt sich schwer steuern. Zurück zur Einfachheit, Übersichtlichkeit, Kleinräumigkeit das könnte ein Fazit sein.

Das mündet in ein Plädoyer fürs Dorf: In Oberwil wissen und erfahren wir, dass ein soziales Gefüge im Dorf funktioniert. Übertragen auf die Wirtschaft hiesse dies: Kleine, flexible Einheiten schaffen, die transparent und übersichtlich sind. Das spricht nicht gegen grenzüberschreitende Zusammenarbeit, wie wir sie zum Beispiel vermehrt auch im Grossraum Zürich pflegen. Aber die demokratischen und gesellschaftlichen Grundstrukturen unserer Gemeinden und Kantone sind damit nicht in Frage gestellt.

Text:

Matthias Michel

Illustration:

Yvonne Marty

Denk mal an Vergangenheit und Zukunft

Die Vergangenheit kennt ihre Denkmäler, meistens in Erinnerung an traurige Ereignisse mit Todesopfern. Auch in Zug findet man solche Gedenkstätten. Gibt es auch Mahnmale für Freude oder für die Zukunft? Gibt es auch Denkmäler in Oberwil? Denken Sie mit!

Eben in Berlin angekommen, treffe ich auf dem Bildschirm in der S-Bahn erstmals auf Knut: Erste Schnappschüsse dieses drolligen jungen Eisbären im Berliner Zoo. Wenige Minuten später beim Hotelpflicht. Da ich nicht im geschäftlichen Anzug, sondern als Normaltourist in Begleitung meines Kindes daherkomme, ist für die Empfangsdame alles klar: «Sie kommen bestimmt wegen Knut?» meint sie – weniger fragend als bestätigend und wünscht mir alles Gute beim Schlagenstehen mit anderen Tausenden von Schaulustigen.

Mahnmale der Kriege

Was in Berlin, wie auch in anderen Hauptstädten Europas auffällt: Denkmäler zuhauf. Kaum ein Platz ohne eine Stele, eine Statue. Markant etwa die Siegesssäule zur Erinnerung an den Sieg Deutschlands im deutsch-französischen Krieg 1871/72. Später gibt es fast nur noch Erinnerungen an kriegerische Niederlagen und Leiden: Da gibt es Militärfriedhöfe, Grabstätten der bekannten und unbekanntesten Soldaten aller damals kriegsführenden Nationen. Oft sind Gebäude selber Mahnmale der Kriege, am bekanntesten wohl die Gedächtniskirche, deren



Turm wie ein hohler Zahn inmitten der Kaufmeile am Kurfürstendamm steht. Doch auch einfache Wohnhäuser in Ausenquartieren erinnern durch ihre Einschusslöcher an den erbitterten Krieg. Das denkwürdigste Mahnmale steht erst seit zwei Jahren, obwohl das Leiden, an welches es erinnert, bereits 60 Jahre zurück liegt: Ein riesiges, begehbare Stufenfeld, in welchem man sich labyrinthartig verloren und beklommen fühlt, erinnert an die Ermordung europäischer Juden unter der Nazi-Herrschaft.

Auch in Zug

Ich suche bei uns in der Schweiz und in Zug. Da gerade unser Land während Jahrhunderten von direktem Krieg verschont blieb, sind eigentliche Kriegsmahnmale seltener. Und doch finden sich Erinnerungen an Trauer und Leid: Am Löberenstein erinnert eine Tafel an die «Mordnacht auf der Löbern» im Jahr 1275. Ein Erinnerungswort an das Versinken der Vorstadt (1887) ist in einem Gedenkstein beim Schifflandesteg Bahnhof eingraviert. Und sogar die jüngste Vergangenheit kennt eine Gedenkstätte: Ein brutaler Einschnitt in die Umgebung des Regierungsgebäudes, und doch mit Sorgfalt und Feingefühl gestaltet – das ist die Gedenkstätte für die Opfer des Attentats vom September 2001.

Symbole der Freude?

Eigentlich traurig, dass vor allem Kriege und andere traurige Ereignisse ihre Ge-

denkstätten hinterlassen. Dies ist einerseits stimmig, da solche Stätten der äusseren Ausdruck sind des Leidens, das die Menschen ertragen haben, und dieses nicht vergessen gehen soll. Andererseits frage ich mich: Gibt es auch öffentliche Symbole, die für Freude stehen? Oder gibt es auch Mahnmale für die Zukunft? Ich suche lange. Es gibt sie, doch sie sind nicht so augenfällig. Ein schönes Zeichen etwa für die Freude über den lang ersehnten Frieden nach dem Zweiten Weltkrieg ist die Friedensglocke, die jeweils am 8. Mai vom Turm des Kapuzinerklosters ertönt. Und wo finden wir Zeichen der Zukunft? Unweigerlich kommt mir der Berliner Knut wieder in den Sinn: Dieser quicklebendige Eisbär wurde in der Zeit geboren, als die UNO ihre jüngsten wissenschaftlichen Berichte über die Klimaerwärmung veröffentlichte. Entsprechend wird dieses Bärchen zum Symbol für die Notwendigkeit des sorgfältigeren Umgangs mit unserer Erde. Es bleibt zu hoffen, dass Knut nicht nur zum kitschigen Souvenir verkommt, sondern uns wirklich an die Zukunft unserer Kinder und unserer Welt mahnt.

Mich würde interessieren, ob Sie, geschätzte Leserinnen und Leser, Denkstätten in und um Oberwil kennen, verborgene, die sonst nicht bekannt sind? Helfen Sie mit, uns diese zu entdecken!

1-2007 Jan. 07

Seesicht zum Jahresbeginn

Grenzwerte oder Wertgrenzen?

Zu Jahresbeginn pflegen wir unsere persönlichen Wünsche und Vorsätze zu formulieren: Was ist uns wichtig, was ist uns etwas wert im neuen Jahr? Unsere Werte und Haltungen sind gefragt. Doch haben sie noch Platz in unserem Land der Grenzwerte? Ich wünsche mir mehr Werte statt Grenzwerte.

Wir wissen es allzu gut: Unsere Oberwil Rebels haben Grenzen gesprengt, was die sportlichen Erfolge und die Unterstützung aus Oberwil (und weit darüber hinaus) anbelangt. Doch den Grenzwert der Lärmemissionen konnten sie nicht sprengen – vielmehr scheitert daran die Zukunft des jetzigen Trainings- und Spielbetriebs auf dem Schulhausplatz, weil in der dortigen Zone gewisse Lärmgrenzwerte gelten.

Kaum je zuvor wurde mir bewusst: Wir Schweizer schätzen, dass wir unsere Ansprüche auf Ruhe, Privatleben, Aussicht usw. bemessen können. Es gibt wohl kaum ein Land auf dieser Welt, das derart durch Grenzwerte geprägt ist wie das unsrige. Das ist wohl auch nachvollziehbar, leben wir doch auf engem, dicht besiedeltem Raum. Mit anderen Worten: In der Tundra des Nordens oder in den australischen Outbacks braucht es kaum Grenzwerte – derart menschenleer sind diese Gegenden. Je dichter wir wohnen und arbeiten, desto mehr stossen wir gegenseitig an unsere Grenzen. Mit gesetzlichen Grenzwerten versuchen wir, die Abrenzungen vorzunehmen, was für unsere Nachbarn und unsere Mitmenschen noch tolerabel ist bzw. was wir von ihnen ertragen müssen.

Kirchenglocken: Lärm ohne Grenzwert!

Im Streitfall beurteilen unsere Gerichte, ob Emissionen, seien es Abgase oder Lärm, in Kauf genommen werden müssen oder nicht. Es geht jeweils um die Anwendung von Umweltschutz- und Nachbarrecht. Zur Frage, ob das Glockengeläut einer Kirche diese Grenzwerte überschreitet und deshalb verboten werden muss, habe ich kürzlich aus einem Bundesgerichtsurteil Folgendes gelesen: *„Dieser Glockenschlag gilt umweltschutzrechtlich als Lärmemission einer ortsfesten Anlage und wäre aufgrund der vom Bundesrat in der Lärmschutzverordnung festgelegten Belastungsgrenze zu beurteilen. Da es jedoch für Glockengeläut gar keine Grenzwerte gibt, verlangt das Bundesgericht in solchen Fällen eine Beurteilung des konkreten Einzelfalls.“*

Im konkreten Fall hat das Gericht die althergebrachte Tradition des Glockengeläuts als wichtiger eingestuft als den ungestörten Schlaf des beschwerdeführenden Bürgers. Das Gericht konnte im Einzelfall das eine Interesse gegen das andere abwägen. Die Kirche hat also Glück gehabt – mangels Grenzwert ist ihr Wert nicht begrenzt!

Begrenzte Werte

Anhand dieses Beispiels frage ich mich, ob unsere gesetzlichen Grenzwerte nicht eine überhöhte Bedeutung geniessen. Sobald wir einen Grenzwert haben, gilt nicht anderes mehr als dieser! Ohne solche Grenzwerte können – wie beim Beispiel des Kirchengeläuts – je nach Fall die Interessen abgewogen werden. Und diese Interessen wandeln sich im Verlauf der Zeit. Das Dorf Oberwil mit seiner Entwicklung zeigt es am besten. Was oft mit dieser Entwicklung nicht mithält, sind gesetzliche Bestimmungen wie Grenzwerte. Diese führen somit dazu, dass wir jeweils gar nicht mehr über Werte und Interessen diskutieren müssen; Grenzwerte begrenzen das Denken, das Abwägen, das Entscheiden im konkreten Einzelfall nach dem öffentlichen Wohl.

Und wie steht es mit unserem privaten Wohl? Wie wohl ist es uns noch mit unseren fixen begrenzenden Normen? Diese Fragen stellen sich spätestens dann, wenn wir damit unsere

eigenen Grundwerte zum Vornherein begrenzen und die Diskussion nicht mehr zulassen, was uns etwas wert ist. Solche Fragen zuzulassen, gehört zu den Chancen des Jahresbeginns.

Matthias Michel, Regierungsrat

Seesicht

Abstimmungen und Wahlen: Notwendige politische Feedbacks

Feedbacks gehören zu den unverzichtbaren Elementen in der Kindererziehung wie in der Personalführung. Ebenso notwendig sind sie gegenüber den Verantwortlichen in der Politik. Abstimmungen und Wahlen bieten willkommene Gelegenheiten für ein Feedback an Politikerinnen und Politiker.

In diesem Herbst stehen wiederum gewichtige Volksabstimmungen auf eidgenössischer und kantonaler Ebene an. Sodann finden im Kanton und in den Gemeinden die Gesamterneuerungswahlen statt. Eigentlich Grund genug für jeden Stimmbürger und jede Stimmbürgerin, das Stimm- und Wahlrecht als das zentralste unserer demokratischen Rechte auch aktiv auszuüben. Doch wie steht es denn mit der Beteiligung an Wahlen und Abstimmungen? Wir beklagen die zunehmende Absenz des Stimmvolkes von den Urnen. Fast nie übersteigt die Stimmbeteiligung 50%; in der Regel bleibt sie klar darunter.

Minderheit an der Urne

Mit anderen Worten: Eine Minderheit trifft die Grundsatzentscheidungen und wählt unsere Volksvertretung. Die tiefe Stimmbeteiligung wird oft mit Staatsverdrossenheit und Resignation begründet: „Die da oben machen ja sowieso, was sie wollen“, ist einer der viel zitierten Sätze in diesem Zusammenhang. Doch so einfach ist es nicht: Erstens haben „die da oben“ schon längst den einstigen Status von Obrigkeiten verloren. Zweitens gibt es wohl kaum ein Land in dieser Welt, in welchem die Regierenden derart mit demokratischen Instrumenten zu Transparenz gezwungen sind und sich vor dem Parlament und Volk so bewähren müssen wie in der Schweiz. Hinzu kommt die grosse Meinungs- und Pressefreiheit in unserem Land, welche die politisch Verantwortlichen zur Rechenschaft drängt.

Schweigen der Mehrheit

Ist es nicht vielmehr so, dass ganz viele, die selber nicht abstimmen und wählen gehen, eigentlich mit den herrschenden Verhältnissen ganz zufrieden sind? Oder zumindest nicht derart unzufrieden, als dass sie für eine Änderungen ihre Stimme in die Urne werfen würden. Es herrscht offenbar ein verbreitetes Vertrauen, dass die aktive Minderheit schon richtig abstimmt bzw. schon die Richtigen wählt. Das Schweigen der Mehrheit ist somit nicht unbedingt eine Resignation, schon gar nicht ein stiller Protest, sondern in vielen Fällen wohl ein stilles Kopfnicken. Das Stimmrecht nicht auszuüben, gehört schliesslich auch zu den politischen Grundrechten und persönlichen Freiheiten.

Wahrlich nahrhaft

Doch selbst wenn diese Annahme der zufriedenen, kopfnickenden Mehrheit stimmt, können wir uns doch nicht damit zufrieden geben. Erstens deshalb nicht, weil unsere Demokratie an Glaubwürdigkeit verliert, wenn sie nur noch von wenigen aktiv gelebt wird. Und zweitens, weil alle politisch Verantwortlichen auch darauf angewiesen sind, ein Echo, eine Rückmeldung, ein Feedback für ihre Entscheide zu erhalten. Und dies gerade deshalb, damit sie eine Rückbindung haben ans Volk, an die demokratische Instanz schlecht hin. Damit sie wissen, wo sie mit ihren behördlichen Entscheiden stehen. Gerade deshalb also, damit sie nicht zu „denen da oben“ werden, die abgehobene Entscheide fällen, welche mit den Interessen des Volkes nichts mehr zu tun haben.

Es ist doch auch im persönlichen Leben so: Wir alle sind angewiesen darauf, dass wir ab und zu eine Rückmeldung erhalten auf unser Tun. Wir fühlen uns bestätigt oder haben die

Chance etwas zu ändern nur dann, wenn wir Rückmeldungen erhalten. Nicht von ungefähr beschreiben wir solche Rückmeldungen meist mit dem englischen Wort „feedback“. Dieses geht zurück auf das Grundverb „to feed“ – füttern, (er)nähren also. Ein Feedback ist wahrlich nahrhaft – wir erhalten Futter zurück! Ein positives Feedback ist willkommene Nahrung; an einem kritischen Feedback haben wir zu beissen und verdauen es vielleicht nicht so einfach.

Wie auch immer: Nützen Sie den Stimm- und Wahlzettel für das Feedback an die politisch Verantwortlichen!

Matthias Michel, Regierungsrat



NACHBARSCHAFT OBERWIL-GIMENEN

Mitteilungsblatt

Nr. 3/2006, Juli – August – September

dorfzeitig oberwil

Rechtsordnung: Schutz und Hindernis zugleich

Demokratische Zonenordnung wird zum Stolperstein für die Rebells

Seesicht: Mehrfach schon erhitzten sich die Oberwiler Gemüter über die Anwendung unserer Bau- und Zonenordnung. Oft wird ein restriktiver Schutz des Bestehenden verlangt. Im Fall der Oberwil Rebells ist es umgekehrt: Unsere demokratischen Raumplanungs- und Umweltnormen werden zum Hindernis für die fulminante Entwicklung des Vereins.

Ich habe volles Verständnis für die Anliegen des aufstrebenden Vereins Oberwil Rebells mitsamt seiner Anhängerschaft, zu welcher ich mich auch zähle. Die Ausstrahlung und Wirkung der Rebells gehen inzwischen weit über das Sportliche hinaus: Sie sind zu einem attraktiven Freizeitangebot für Kinder und Jugendliche geworden, zu einem Schmelztiegel für unser Dorf, zu einem Element eines bewegten Dorflebens. Wie viele Eltern sind dankbar, dass ihre Sprösslinge sich hier in Oberwil engagieren können! Und wie manche Mitbürger, welche sich über die Jugendgewalt aufregen, müssen froh sein, dass Oberwiler Jugendliche sich hier am Ort austoben können. Und dass sie nicht etwa auf ferne, anonyme Orte verwiesen werden, wo Kraft in Aggression umschlagen kann. Also: Was kann Oberwil Besseres passieren, als die Oberwil Rebells hier zu haben? Wir müssen alle daran interessiert sein, dass sie auch bleiben können.

Zwischen Recht und Vaterherz

Warum denn hat der Regierungsrat gegen diese Interessen eine Beschwerde von Nachbarn gutgeheissen und die Trainings- und Wettkampfzeiten der Rebells eingeschränkt? Der Grund liegt einzig und allein in der geltenden demokratischen Ordnung: Die Stadtzuger Zonen-

ordnung sowie die Raumplanungs- und Umweltvorschriften liessen dem Regierungsrat keine andere Wahl. Hätte ich selber als Regierungsratsmitglied mitentscheiden müssen, wäre ich in ein unauflösbares Dilemma gelangt. Dies als Oberwiler und als Vater eines Sohnes, dem ich – wie vielen anderen Kindern und Jugendlichen – die Mitwirkung bei den Rebells in Oberwil (und nicht irgendwo sonst) ermöglichen will. Genau deshalb, wegen meiner Befangenheit als direkt betroffener Vater, musste ich beim regierungsrätlichen Beschwerdeentscheid in den Ausstand treten, konnte also weder mitberaten noch mitentscheiden. Der regierungsrätliche Beschwerdeentscheid ist mir jedoch im Detail bekannt, da ich ihn von einer Partei des Beschwerdeverfahrens erhalten habe. Entsprechend kann ich die Entscheidungsgründe ohne Verletzung des Amtsgeheimnisses kommentieren.

Demokratische Ordnung schränkt ein

Die Entscheidungsgründe stützen sich auf die bestehende Rechtsordnung: In der Schulhauszone sind überhaupt keine störenden Tätigkeiten zugelassen; in der Wohnüberbauung an der Stolzengrabenstrasse höchstens «mässig störende Betriebe». In der Anwendung dieser Regeln konnte der Regierungsrat die Ausnahmebewilligung der Stadt Zug, welche intensive Trainings am Abend und Wettkämpfe an Sonntagen erlaubte, nicht schützen. Der Regierungsrat hat als Rechtsmittelbehörde gar keine andere Wahl, als die bestehende Ordnung durchzusetzen, wenn er mit einer Beschwerde konfrontiert wird. In dieser Funktion ist der Regierungsrat richterlich tätig; und schon der Respekt der demokratischen Ordnung verlangt, dass der Regierungsrat hier nicht etwa nach Gutdünken oder nach po-

litischem Ermessen entscheidet. Dies gilt selbst dann, wenn das Anliegen der Rebells oder einer Mehrheit der Dorfgemeinschaft noch so nachvollziehbar ist. Der Regierungsrat unterliegt hier schlicht und einfach den demokratisch gefassten Regeln der Rechtsordnung.

Änderung durch Volksinitiative

Entsprechend ist die Aufruhr in Oberwil verständlich; der Regierungsrat ist aber die falsche Zielscheibe der Kritik. Es ist vielmehr unsere Demokratie, welche zugunsten unserer Bürgerinnen und Bürger raumplanerische und baurechtliche Schutzvorschriften aufgestellt hat. Und insbesondere die heute geltende Zonenordnung schreibt um den Schulhausplatz herum einschliesslich der angrenzenden Wohnsiedlungen einen hohen Lärmschutz vor, was gemäss eidgenössischem Raumplanungs- und Umweltschutzrecht auch geboten ist. Diese Ordnung kann nun nicht einfach in einem Anwendungsfall durch einen Beschwerdeentscheid des Regierungsrates umgestossen werden (die Spielregeln können bekanntlich nicht während des Spiels geändert werden).

Als Lösungen sind nur folgende denkbar: Entweder einigt man sich mit den Nachbarn über das erträgliche Mass der Trainings und Spiele. Oder es muss ein neuer Platz in Oberwil gesucht werden, wo zum Vornherein der Lärmschutz eine tiefere Priorität geniesst, was nun mittels Volksinitiative geschehen soll. Dieser Schritt ist deshalb zu begrüssen, wie auch jede Anstrengung, dass die Parteien eine einvernehmliche Lösung für die kommende Zeit finden.

Matthias Michel
Regierungsrat

Von Spatenstichen, Grundsteinlegungen und Einsegnungen

Oberwil jubiliert: Unsere Nachbarschaft Oberwil-Gimenen feiert den würdigen 100. Geburtstag, der Ski-club Zug-Oberwil den 75. Die Grundsteine der ersten SBB-Haltestelle und des Restaurants Kreuz wurden vor etwas mehr als 75 Jahren gesetzt. Vor 50 Jahren wurden die ersten Glocken und schliesslich unsere Kirche eingeseget, weshalb auch die Pfarrei Bruder Klaus feiert. Die Jubiläen jagen sich. Vor einem ganzen, halben oder Vierteljahrhundert wurde mit ebenso feierlichen Mienen der erste Spaten gestochen, ein Grundstein gelegt oder ein Haus eingeseget.

Sie wirken immer ein bisschen gestellt, die Fotos der offiziellen Spatenstiche von Gemeindezentren, Schulhäusern, Spitälern und dergleichen: Da stehen meist Vertreterinnen und Vertreter der politischen oder kirchlichen Behörde in Anzug und Kravatte in einer Reihe neben einem Chef der Bauunternehmung und eventuell noch einem Landwirt, der den Baugrund geliefert hat. Alle fassen einen Spaten, derjenige, der zuerst zussticht, scheint – so suggeriert dann das Zeitungsbild – der Wichtigste unter allen zu sein. Es gibt auch die alternative Variante, indem der Bauchef der Gemeinde im Bagger sitzt und mittels hydraulisch gesteuerter Kraft die erste Baggerschaufel aus der Erde hebt. Dieses Szenario ist vielleicht ehrlicher, da anschliessend ohnehin die Bagger auffahren und nicht etwa ein Dutzend Spatenstecher. Aber, das ist ja nicht nur zum Schmunzeln. Solche ersten Spatenstiche sind sehr sinnbildlich, und ich möchte diesem symbolhaften Beginn einer Bauzeit oder dann der Inbesitznahme eines Gebäudes gerne etwas auf den Grund gehen.

Attraktivität der Einsegnungen

Nicht nur Spatenstiche, sondern – wenn dann einmal gebaut ist – auch Einsegnungen werden feierlich begangen. Eine Einweihung eines neu bezogenen Gebäudes, vor allem wenn es öffentlichen Zwecken dient, ist eigentlich immer angesagt. Die Weihe, die diesem Wort innewohnt, weist schon auf den feierlichen Charakter hin. Und mit der Einsegnung erbeten wir zudem noch den Segen Gottes für dieses Gebäude und die Menschen in ihm. Bei allen Eröffnungen von umgebauten oder neuen Schulhäusern oder Turnhallen, an denen ich Kraft meines Amtes teilnehmen durfte, war die Einsegnung ein zentraler Akt, der nie fehlen durfte. Verständlich deshalb die kürzliche Aufregung in der Stadt Fribourg, als ausgerechnet in diesem katholisch geprägten Ort die Eröffnung eines Universitätsgebäudes ohne den Segen des Bischofs oder Pfarrers durchgeführt werden sollte!

Sinn und Halt in schnelllebiger Zeit

Spatenstiche, Grundsteinlegungen und Einsegnungen haben alle viel Sinnliches und viel Sinn. Mit beiden Händen in die brache Erde stechen, den ersten Stein eines Hauses in die Erde legen, Weihwasser in einem Gebäude versprengen – sinnliche Akte. Diese Momente lassen uns auch innehalten. Sie sind Ruhepole zwischen minutiöser Planung und emsiger Bautätigkeit, zwischen dem letztem Verputz des Poliers und der Geschäftigkeit der das Gebäude benutzenden Menschen. Wir wollen diese Mo-

mente. Und nach einer, zwei oder mehr Generationen wollen wir sie wieder feiern. Dabei wünschen wir, dass unsere Mauern und Dächer, in und unter denen wir leben und sind, auf festem Grund gebaut sind und uns schützen. Das gibt uns Sinn, Halt und Verlässlichkeit in einer Zeit, die durch Schnelligkeit und Kurzlebigkeit geprägt ist, in der sich vieles nicht mehr fassen oder (be)halten lässt. Umso wichtiger ist es auch, diese damaligen Akte, vor 25, 50 oder mehr Jahren wieder zu begehen. Ich freue mich auf die diesjährigen Jubiläen in Oberwil.

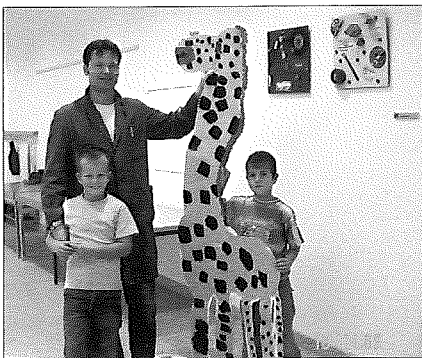
Mathias Michel, Regierungsrat



Spatenstich für die Kirche Bruder Klaus am 11. Dez. 1954; v.l.n.r.: Christian Süss, Kaplan Josef Petermann, Stadtpfarrer Hans Stäuble, Josef Speck, Hans Speck

Sicht auf die Lehrpersonen – Image steigt!

Zum Schuljahresbeginn sind Fragen rund um die Schule besonders aktuell. Zu welcher Lehrerin kommt mein Kind? Wie wird das gehen mit dem Frühenglisch? Was wird die geplante Evaluation der Doppelklassen bringen? Bei vielen Fragen und Erwartungen an die Schule spielen die Lehrerinnen und Lehrer eine zentrale Rolle. Wie stehen diese Lehrpersonen in der heutigen öffentlichen Meinung da?



Die eine Sicht: Gestiegene Anforderungen

Unser Bild von Lehrpersonen mag vielfach noch geprägt sein durch unsere eigenen Erfahrungen, damals vor zwei oder mehr Jahrzehnten als Schulkind. Und doch merken wir, dass sich vieles gewandelt hat: Mit den gesellschaftlichen Veränderungen hat sich auch der Aufgabenbereich der Lehrpersonen gewandelt, auch deren Ausbildung. Die heutigen Erwartungen an Lehrpersonen sind hoch. Nicht nur diejenige der Kinder, sondern insbesondere diejenige der Eltern, der Gesellschaft, des Staates. Es ist eine Tatsache, dass die Anforderungen an den Lehrberuf in den letzten Jahren gestiegen sind, quantitativ und qualitativ. Dass für viele Junge die Berufskarriere als Lehrperson heute nicht sehr attraktiv erscheint, liegt eben gerade in der gestiegenen Komplexität dieses Berufs.

Die andere Sicht: Erhöhte Anerkennung

Aus jüngsten Umfragen wissen wir, dass unserer Bevölkerung die erwähnten Anforderungen bewusst sind und sie einmütig anerkennt, dass das Schulehalten schwierig geworden ist. (Univox-Erhebung betr. Image, Sozialstatus und At-

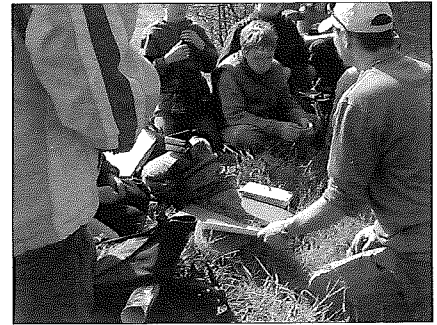
traktivität der Lehrberufe, Anfang 2005). Grosse kulturelle Unterschiede zwischen Jugendlichen, Disziplinprobleme, mangelnde Lernmotivation und widersprüchliche Erwartungen der Eltern gelten als Hauptschwierigkeiten bei der Ausübung des Lehrberufs. Gerade darin liegt ein Grund, dass eine sehr grosse Mehrheit der Befragten der Schule und der Lehrerschaft eine hohe Wertschätzung gegenüber bringt. Beeindruckend hoch ist auch der Grad der Vertrauenswürdigkeit von Lehrpersonen.

Die Gesamtsicht: Besseres Image

Die erwähnten Umfrageergebnisse zeigen deutlich, dass sich das Bild über Lehrpersonen in der Öffentlichkeit gewandelt hat. Beklagte man vor einigen Jahren noch das (zu) schlechte Image und versuchten Bildungsbehörden dieses durch Kampagnen zu verbessern, so ist dies heute anders. Diese Entwicklung lässt sich an Beispielen aus den Medien belegen: Kaum je wurden in letzter Zeit Schule oder Lehrpersonen in Leserbriefen, Kolumnen oder anderen Medienbeiträgen an den Pranger gestellt oder negativ beleuchtet. Zahlreich sind dagegen positive Berichte (z.B. über die Vorbereitung und den Start des Englisch in der Primarschule, über die damit verbundene Weiterbildung der Lehrpersonen) und anerkennende Kolumnen (z.B. über die in ihrer Freizeit lernenden Lehrpersonen, welche die Schweizerischen Weiterbildungskurse anfangs Juli in Zug besucht haben). Auch im persönlichen Umkreis erlebt man selten hämische Worte gegenüber dem Lehrerstand. Vermehrt findet man auch wieder lobende Anerkennung.

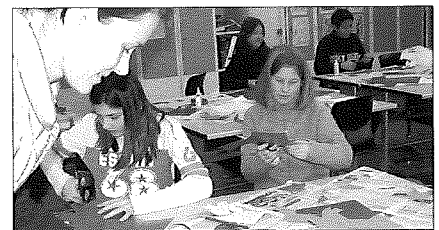
Konstruktive Kritik schadet nicht

Bei allem Wohlwollen der Lehrerschaft gegenüber verhalten sich gerade Oberwiler Eltern auch kritisch-konstruktiv (die Oberwiler Elternschaft gilt als kritikfreudig!). Für die aufbauende Kritik hat das Schulhausteam im Brief an die Eltern zum Schuljahresanfang sogar gedankt! Dasselbe Schreiben bot aber gerade wieder Anlass zu kritischen Fragen von El-



ernseite: Warum muss nun das Modell der eben erst eingeführten Doppelklassen schon wieder evaluiert werden – schon wieder Unruhe?! Wenn dieses Doppelklassenprinzip so gut ist, muss das doch nicht überprüft werden?

Diese Fragen besorgter Eltern lösen sich, wenn sie im Zusammenhang betrachtet werden: Das vor einem Jahr eingeführte Modell der Doppelklassen wird nicht etwa deshalb einer Überprüfung unterzogen, weil unerwartete Mängel oder Zweifel aufgetreten wären. Vielmehr hat diese Evaluation einen Zusammenhang mit der Qualitätsentwicklung unserer Schulen: Der kantonale Schulbehörde kommt immer mehr die Aufgabe zu, eine Schule wie zum Beispiel Oberwil als Ganzes zu beurteilen. Im Rahmen einer solchen Beurteilung hat nun das Lehrerteam Oberwil das Prinzip der Doppelklasse als Hauptthema gesetzt. Das ist folgerichtig, weil dieses Prinzip doch ein zentrales Thema der Oberwiler Schulorganisation und -gestaltung ist.



Die Schule und die Lehrpersonen bleiben im Fokus. Dass die Anerkennung für die Aufgabe der Lehrperson und dadurch auch ihr Image steigen, freut mich – auch das gehört zum «Prima Klima», dem Leitfaden der Oberwiler Schule für dieses Schuljahr. Öffentliche Wertschätzung stärkt. Und wir brauchen starke Lehrerinnen und Lehrer!

Matthias Michel, Regierungsrat

Denkmal? – Denk mal!

Derzeit wird über Sinn und Umfang des Denkmalschutzes debattiert: Welche Objekte sollen für unsere Nachwelt erhalten werden? Gleichzeitig stehen wir in der Diskussion über Erhaltung oder Änderung unserer Gemeindestrukturen. Diese Diskussion nehme ich zum Anlass zu fragen, welche Werte uns erhaltenswert scheinen.

Bei uns in Oberwil stellte sich beim baufälligen Haus an der Artherstrasse 128 (sog. «Blauer Vogel») die Frage, welches Neubauprojekt dem geschützten Ortskern gerecht wird (vgl. auch «Seesicht» in der *dorfzytig* Nr. 1/2005). Die generelle Debatte über den Denkmalschutz in unserem Kanton wurde im Februar durch den Vorschlag einer kantonsrätlichen Kommission losgetreten: Nur bei sehr hohem wissenschaftlichen, kulturellen oder heimatkundlichem Wert und bei sehr hohem öffentlichen Interesse solle in Zukunft ein Objekt als Denkmal anerkannt werden (Motion betr. Änderung des Denkmalschutzgesetzes vom 10. Februar 2005). Salopp wurde gesagt, «nicht jeder Mist» solle geschützt werden. Dieser Vorschlag stiess auf Kritik seitens der um Geschichte und Heimatkunde besorgten Kreise und auch seitens der politischen Linken.

Parallel dazu wird eine Auflösung der historisch gewachsenen Gemeindestrukturen gefordert: Unsere 11 Gemeinden sollen zu einem einzigen Wahlkreis zusammengefasst werden (Forderung der SP), oder es solle gar der Bestand unserer Gemeinden überdacht und Modelle einer massiven Reduktion der Gemeinden bis hin zu deren Auflösung (sog. «Stadtkanton») geprüft werden (so die Forderung der Alternativen Fraktion in der Motion betr. Kantonale Strukturreform vom 24. Januar 2005).

Unter dem zunehmenden Druck auf den Staat, die öffentlichen Ausgaben zu beschränken, müssen Prioritäten gesetzt werden. Was erachten wir als Priorität? Die erwähnten Beispiele stellen uns vor die Grundsatzfrage: Welche Objekte und welche Strukturen unseres Zusammenlebens wollen wir schützen?



Kirche Bruder Klaus als gutes Beispiel

Bleiben wir vorerst beim Objekt: Denkmalschutz ja, doch müssen die geschützten Objekte besonders qualifiziert sein. Ein gutes Beispiel ist aus meiner Sicht unsere Kirche Bruder Klaus. Zum einen war und ist sie ein gelungenes Beispiel des neuen Kirchenbaus noch vor der Erneuerung der katholischen Kirche durch das Zweite Vatikanische Konzil. Der vormalige Denkmalpfleger des Kantons, Heinz Horat, zählt die Bruder-Klausen-Kirche «zu den fortschrittlichsten ganz Europas». Zum anderen ist sie weit mehr als ein reines Architekturobjekt: Sie offenbart mit ihrer Trapezform und dem zeltartigen Dach ein neues Verständnis der Glaubensgemeinschaft. Sodann haben die Wandfresken von Ferdinand Gehr damals, Ende der 50er-Jahre des letzten Jahrhunderts, eine eigentliche kultur- und kirchenpolitische Debatte ausgelöst. Diese damaligen Grundhaltungen sind in das Bauwerk eingeflossen. Richtig verstandener Denkmalschutz

beschränkt sich nicht auf das Objekt als isoliertes Bauwerk, sondern bezieht das gesellschaftliche, politische, wirtschaftliche Umfeld der damaligen Zeit mit ein. Es ist deshalb folgerichtig, dass unsere Oberwiler Kirche im März 2001 als Baudenkmal von regionaler Bedeutung unter Denkmalschutz gestellt worden ist.

Sorge um gesellschaftliche Strukturen

Gehen wir über das Objekt hinaus: Haltungen, Lebensweisen, gesellschaftliche Strukturen können ebenso erhaltenswert sein wie reine Objekte, oder noch stärker. Gerade die letzte Jahresversammlung unserer Nachbarschaft Oberwil-Gimenen (NOG) im voll besetzten Restaurant Kreuz oder der Fest- und Theaterabend zum Jubiläum der Oberwiler Dorfmusik im letzten November sind Ausdruck dafür, dass unser Dorfleben lebendig und wertvoll ist: Wir fühlen uns gemeinschaftlich verbunden, aufgehoben und sicher in diesen dörflichen Strukturen. Und gerade in den kleineren Zuger Gemeinden gilt dasselbe: Gemeindliche Anlässe, Begegnungsmöglichkeiten, Vereinsaktivitäten usw. wirken identitätsstiftend. Sie sind Orientierungspunkte in einer nach Orientierung schreienden Gesellschaft.

In diesem gesellschaftlichen, identitätsstiftenden Sinn ist die Erhaltung von Strukturen sehr wertvoll. In diesem Zusammenhang können wir uns fragen: Gibt es genügend verbindende Elemente und Verbindlichkeiten, die uns Orientierung und Sicherheit bieten? Gibt es umgekehrt ausreichend kreative Freiräume für Erwachsene wie Kinder und Jugendliche? Wie kann ich selber an der Entwicklung unserer Dorfgemeinschaft mitwirken? Wenn es schliesslich darum geht, Ideen aus solchen Fragestellungen umzusetzen, sind kleinräumige Strukturen – gerade unsere 11 Gemeinden im Kanton Zug – vorteilhaft. Bedenken wir das, bevor wir aus politischen oder ökonomischen Gründen Gemeindestrukturen auflösen!

Matthias Michel,
Regierungsrat

dorfzytig oberwil

Eigenwohl und Gemeinwohl Gedanken zum Jahresanfang

Seesicht: Die Nutzung des Schulhausplatzes (Oberwil Rebels) oder die bauliche Gestaltung des Dorfkerns (Neubauprojekt an der Artherstrasse) sind Beispiele, welche die Gemüter erregen, logischerweise: Es geht hier um Abgrenzungen zwischen Privatem und Öffentlichem, um das heikle Spannungsverhältnis zwischen Eigen- und Gemeinwohl.

Vor einem Jahr hat der Kantonsrat im kantonalen Richtplan das räumliche Wachstum von Oberwil klar begrenzt (vgl. meinen Beitrag in der *dorfzytig* Nr. 1/2004: «Raumplanung: Oberwiler Dorfcharakter erhalten»). Damit sind wichtige Leitplanken für die Zukunft gesetzt. Was innerhalb dieser Grenzen geschieht, wird durch die Stadtzuger Politik und durch uns selber beeinflusst. Wie der öffentliche Raum in Oberwil sich entwickeln, wie er gestaltet und genutzt werden soll, diese Fragen sind stark geprägt durch Grundhaltungen: Welches Gewicht soll das Interesse jedes und jeder Einzelnen haben, welches Gewicht das öffentliche Interesse?

Konkrete Beispiele

An zwei aktuellen Beispielen zeigt sich deutlich das Spannungsfeld zwischen Privatem und Öffentlichem: Der geplante Neubau an der Artherstrasse 128, in der Verlängerung der Widenstrasse gelegen: Anstelle des baufälligen Hauses (sog. «Blauer Vogel») ist ein zeitgemässer Bau geplant, erahnbar durch die ausgesteckten Profile; es stellt sich hier die Frage der Einordnung in den Dorfkern. Sodann der Streit um die Nutzung des Schulhausplatzes durch die Oberwil Rebels. Da beide Fälle Gegenstand hängiger Beschwerden vor dem Regierungsrat sind, ist es mir verwehrt, mich im heutigen Zeitpunkt inhaltlich dazu zu äussern. Diese Beispiele

sollen hier vielmehr dazu dienen, das Spannungsfeld zwischen Privatem und Öffentlichem zu illustrieren.

Abgesehen von den Verwaltungsbauten, Schulhäusern und Spitälern sind es in der Regel Private, welche auf eigenem Boden investieren und entsprechend auch Vorstellungen über die Gestaltung des zu Bauenden verwirklichen. Das ist legitim – und die Vielfalt unseres Landes hat stark damit zu tun, dass Raum für private, kreative Ideen besteht. Ebenso ist es nachvollziehbar, dass wir in unseren eigenen Wänden unsere Privatsphäre geniessen wollen, möglichst auch abgeschirmt vom Lärm des Verkehrs oder von Sportveranstaltungen. Andererseits ist eine Dorfgemeinschaft interessiert daran, dass man sich im Dorf wohl und zuhause fühlt – das Dorfbild ist hier wichtig und auch die Möglichkeit, an Wochenenden den öffentlichen Schulhausplatz für Veranstaltungen diverser Art nutzen zu können.

Eigenwohl oder egoistische Eigeninteressen?

Bereits mit der Bezeichnung «Gemeinwohl» geniesst das öffentliche Interesse einen hohen und positiv umschriebenen Wert. Umgekehrt werden private Interessen oft zum Vornherein als (egoistische) Eigeninteressen abgestempelt. Das ist ein hinderliches Vorurteil: Private Interessen können sehr wohl hoch eingestuft werden, denken wir etwa an den Schutz der eigenen (physischen wie psychischen) Persönlichkeit. Wir haben also genau zu analysieren, um welches öffentliche oder private Interesse es geht, welches dann gegeneinander abzuwägen ist. Es hilft deshalb, von Eigenwohl zu sprechen – als Gegenstück zum Gemeinwohl. Damit hat auch das Eigenwohl eine Chance, positiv bewertet zu werden. Und wer von uns

gibt nicht sehr viel darum, dass es uns selber wohl ist?

Kreative Kombination von Interessen

Eigenwohl und Gemeinwohl müssen sich nicht als purer Gegensatz diametral gegenüber stehen. Sie können sich sogar gegenseitig bedingen: Je wohler es mir in meiner eigenen Haut ist, desto mehr kann ich auch zur Gemeinschaft beitragen. Und wenn es mir in der Dorfgemeinschaft gefällt, so hat dies einen entscheidenden Einfluss auf mein persönliches Befinden. Im besten Fall sind meine eigenen Interessen und diejenigen meiner Umwelt deckungsgleich, im schlechtesten Fall schliessen sie sich gegenseitig aus. Oft scheinen Eigenwohl und Gemeinwohl nur auf den ersten Blick Gegner zu sein. Bei näherem Hinsehen lassen sich Lösungen finden, welche beides berücksichtigen und damit im besten Sinne dem Gesamtwohl dienen. Solche Lösungen sind meistens nur durch die Direktbeteiligten im Gespräch zu finden. Sie liegen nicht im Bereich von Entscheiden von Behörden oder Gerichten – diese müssen nach gesetzlichen Regeln entscheiden. Nach Regeln also, die von ganz allgemeiner Natur sind und unabhängig vom konkreten Fall einmal festgelegt worden sind. Solche obrigkeitlichen Entscheide können wichtig sein, um Klarheit und Sicherheit zu schaffen. Zukunftsweisende gesamtheitliche Lösungen und Win-win-Situationen zu finden, das lässt sich jedoch selten auf eine Behörde delegieren. Hier sind die Betroffenen selber gefragt, den Raum für Gespräche zu finden. Zum eigenen und zum gemeinen Wohl. Dass solches vermehrt möglich wird – gerade in einer Dorfgemeinschaft, die sich kennt – das mag ein Neujahrswunsch für Oberwil sein!

Matthias Michel, Regierungsrat

Gedanken zum Nationalfeiertag 2004

Liebe Oberwilerinnen und Oberwiler,
Geschätzte Gäste

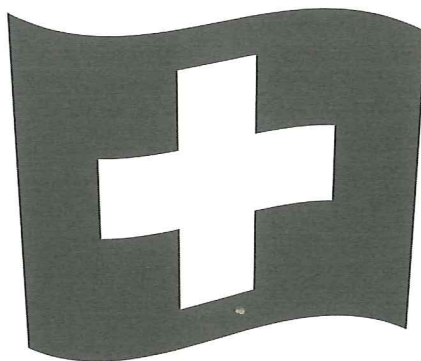
Heute flattern überall Fahnen zum Zeichen unseres Nationalfeiertages. Ich habe eine besondere Fahne mitgebracht: Es ist ein Fan-Artikel aus der Zeit, als die Schweizer Nationalmannschaft an der Europameisterschaft in Portugal teilnahm. Also etwas wirklich echt Schweizerisches – nur haben wir leider zu wenig Gelegenheit gehabt, diese Fahne zu schwenken.

Perfektionistisches Fahnenmodell

Mich fasziniert das Modell dieser Fahne. Ich fragte mich: Weshalb ist der Fuss dieses kleinen Fahnenmastes angewinkelt? Weshalb ist dieser Plastikfuss so konstruiert, dass man ihn aufstecken kann, wie etwa auf ein schmales Brett oder dergleichen? Ich versuchte, dieses Fähnlein am Balkongeländer zu montieren. Und plötzlich ging mir ein Licht auf: Angesichts der vielen vorgehängten Geranientöpfen – eine Vorliebe von uns Schweizern – merkte ich, dass man den Plastikfuss auf diese Eternittöpfe stecken kann. Also typisch Schweizerisch. Und dann ist zusätzlich noch ein Doppelklebestreifen montiert, damit die derart aufgesteckte Fahne dann wirklich auch jedem Föhnsturm trotze – und mindestens bis zum Halbfinalspiel der Schweizer zu wehen vermöge. Doch erst Tage später – die Schweiz war schon fast ausgeschieden – erkannte ich auf der Strasse, dass mein erster Gedanke falsch war: Ich sah das Fähnlein auf eine Fensterscheibe eines Autos gesteckt – ja genau: Der Plastikfuss war speziell und einzig dafür konstruiert, an die seitlichen Autofenster gesteckt zu werden.

Ungeheuerlich. So etwas kann es nur bei uns geben: Ich wunderte mich nicht über das Ausscheiden der Schweiz aus der EM, aber ich wunderte mich über diese schweizerisch-perfektionistische Konstruktion – eben echt schweizerisch: Ei-

nerseits ein perfekt ins Detail geplantes Werk – eine Stärke unserer Erfindungsgabe –, andererseits eine Konstruktion, die dann ohnehin niemand verwendet, weil wir eben nicht Italiener oder Portugiesen sind, die in spontanem Übermut Fahnen und andere Tücher so flattern lassen, wie es eben gerade geht. Dieser südländische Freudentaumel ist also nicht unsere Sache.



Was ist denn unsere Sache? Was ist unsere Eigenart, wo liegen unsere Stärken? Um dies zu hinterfragen, werde ich jetzt nicht in die Geschichte steigen, um unseren Zusammenhalt seit dem Jahr 1291 oder der jahrzehntelange Kampf zur Befreiung von fremden Königen und Fürsten oder andere Mythen auferstehen zu lassen. Jede Nation hat ihre, wohl auch notwendigen Mythen, doch es ist etwas anderes und muss etwas anderes sein, das uns heute und für die Zukunft als Schweizerinnen und Schweizer, eingeschlossen die hier lebenden Ausländerinnen und Ausländer, als Gemeinschaft stark macht. Mich interessiert die Frage, was uns heute als Gemeinschaft auszeichnet.

Fun and Specials statt ernste Gedanken

Aber solche ernsteren Gedanken scheinen nicht in Mode zu sein: Mir fällt auf, dass bei heutigen 1.-August-Feiern zunehmend nach Alternativen zum klassischen Modell gesucht wird: Ein «Buure-Zmorge»

oder Brunch statt ein abendlicher Lampionumzug, eine Salsa- oder Reggae-Band statt die örtliche Dorf-, Stadt- oder Harmoniemusik, Verzicht auf die traditionelle Rede zum Nationalfeiertag – so ein nicht seltenes Bild an einigen Orten. Natürlich haben sich die Behörden, die oft für den Festablauf verantwortlich sind, etwas einfallen lassen müssen, nachdem immer weniger Leute an die traditionellen Feiern kamen und lieber im eigenen Garten Würste bräteln. Ich verstehe also die Suche nach Alternativen.

Doch erlauben Sie mir gleichwohl einige kritische Gedanken zu dieser Tendenz: Raum für etwas Besinnliches, Ernstes oder Gedankenanstregendes ist offenbar – zumindest in einem öffentlichen, gemeinschaftlichen Rahmen – nicht gefragt. Dafür wird Fun und Spass angeboten im Rahmen alternativer 1.-August-Feiern, die ernsthafte Rede wird abgelöst durch humoristische Einlagen von bekannten Unterhaltern.

Oder da bekomme ich zum diesjährigen Nationalfeiertag eine Einladung, in welcher von einer «Lounge» die Rede ist, in welcher «Drinks and Cocktails, Soul/Reggae/Funk, ein Barbecue und viele andere Highlights and Specials» geboten werden. Wirklich schweizerisch, denke ich, diese Highlights und Specials – unsere Stärken liegen offenbar anderswo, jedenfalls nicht in eigenen Produkten, die dann auch auf deutsch oder schweizerdeutsch bezeichnet werden könnten.

Verzicht auf die Rede?

Und schliesslich die Rede: Klar kann man darauf verzichten; doch ertönt dann zu Recht die Kritik, Politikerinnen und Politiker würden sich erst einige Wochen vor den Wahlen dem öffentlichen Gespräch stellen. Ich finde, die sollen gerade heute Farbe und Profil zeigen! Der Verzicht auf die traditionelle Rede zum Nationalfeier-

Es lächelt der See und ladet zum Nachdenken

Seesicht: Die Sportart Wakeboarden löst Diskussionen um die richtige Nutzung unseres Sees aus. Die Debatte ist mindestens so heftig wie die fürs Boarden nötigen Wellen. Einige Gedanken dazu.

Welche Nutzung erträgt der See, welche Einschränkungen braucht es zum Schutz des Sees als Natur- und Erholungsraum? Das sind heute diskutierte Fragen. Vor Jahrhunderten war es umgekehrt: Der Schutz der Einwohner vor dem See war das Thema. So etwa im 16. Jahrhundert: Die im Jahre 1540 erstellte Uferstrasse nach Cham geriet jeweils nach reichlichen Niederschlägen unter Wasser und war längere Zeit unpassierbar. Das führte schliesslich zum Projekt der Abgrabung des Zugersees durch Stadtbaumeister Jost Knopfli im Jahr 1591/92 (vgl. Zuger Neujahrsblatt 1993, S. 22ff). Doch schon damals mag insgeheim die Absicht mitgespielt haben, durch diese Absenkung Land zu gewinnen, und somit war auch damals die Frage des Nutzens des Sees und seiner Ufer gestellt.

Ursache der Empörung

Fast in jeder Ausgabe unserer Zeitungen im Juni finden sich empörte Leserbriefe. Von Schock, Unverständnis und Ärger ist hier die Rede, und die Schreibenden wenden sich dabei meistens gegen Verbote des Wakeboardens auf dem Zugersee und fordern: «Nehmt uns Jungen das Wakeboarden nicht weg» oder «Naherholungsraum See nicht einschränken». Der äussere Anlass dieser Aufregung ist die vom Regierungsrat geäusserte und vom Zuger Kantonsrat mehrheitlich unterstützte Absicht, Einschränkungen des Wakeboardverkehrs zu prüfen. In der Beantwortung einer Interpellation hat der Regierungsrat klar differenziert: Veranstaltungen wie das im letzten Jahr erfolgreiche Boardstock-Festival sollen auch in Zukunft möglich

sein (die letztmals auferlegten strengen Bedingungen und Auflagen wurden eingehalten). Zu prüfen sei allerdings die (heute mögliche) Dauernutzung des Sees durch intensive Nutzungen wie diejenige des Wakeboardens. Dieser Vorschlag entspringt nicht einfach einer behördlichen Regelungswut; vielmehr geht es um die grundsätzliche Frage, wie unser See genutzt werden soll und wer für die entsprechenden Regeln verantwortlich ist.



Erholungsraum See

Auf den ersten Blick scheinen sich alle einig zu sein: «Naherholungsraum See nicht einschränken», so gemäss dem zitierten Titel eines Leserbriefes. Was aber darunter verstanden wird und welche Erholung der See bieten soll, darüber gehen die Antworten weit auseinander: Wirkt der See nicht am beruhigendsten und erholendsten, wenn er ungenutzt da liegt und unsere Sinne – gerade in unserer hektischen Alltagswelt – zur Ruhe bringt? Für andere ist es umgekehrt: Bewegung und Spass auf dem Wasser, gleitend und springend am Seil hinter einem kräftigen Boot, das ist Abwechslung und somit Erholung pur! Klar wird, dass hier verschiedenste Haltungen und Interessen aufeinander prallen – und das ist die eigentliche Ursache der aktuellen Debatte.

Es gilt zu erkennen, dass es kein Vorrecht einer bestimmten Nutzung des Sees ge-

genüber anderen legitimen Nutzungen gibt. Es gibt kein Vorrecht derjenigen, die traditionellerweise den See nutzen (Fischer), aber auch kein solches derjenigen, die (motoren)stärker sind. Es gibt kein Vorrecht der Älteren und keines der Jüngeren.

Eigenverantwortung

Die beschriebene Gleichberechtigung bedeutet, dass diejenigen ihre (bisherige) Freiheit besonders rücksichtsvoll nutzen sollen, welche den See durch Wellenbewegung und Lärm intensiver beanspruchen. Von diesen Kreisen – es sind nun primär die Wakeboarder angesprochen – müssten eigentlich Vorschläge kommen, wie sie ihre tolle Sportart ausüben wollen, um auch den ruhigeren Seebenutzern ihre Möglichkeiten zu belassen. Doch davon hört man wenig, obwohl alle Interessengruppen zu einem Gespräch an den runden Tisch geladen worden sind. Gefragt wäre ein ernsthafter Anstoss aus dem Kreis der Interessierten, die vielfältigen Nutzungen auf dem See untereinander zu regeln und eventuell auch zu erkennen, dass gewisse Einschränkungen (z.B. für Wanderboote) für alle Zugerinnen und Zuger dienlich sein könnten. Solche Regelungen in Eigenverantwortung sollten möglich sein, bevor der Staat mit Vorschriften eingreifen muss, um den Erholungsraum See für alle zu bewahren. Alle Interessierten sind zu aktivem Nachdenken und entsprechenden Gesprächen aufgerufen. Vielleicht verweilen wir zu diesem Zweck einmal am Seeufer, wo in einem Abschlussstein am Ufer eingelassen steht «In Gedanken versunken» (von Andrea Wolfensberger, Schiffstation Alpenquai). Dies beruhigt die jetzigen Emotionswogen, um zu einer sachorientierten Interessenabwägung zu gelangen.

Matthias Michel, Regierungsrat

Von den Oberwil Rebels zur Olympiade oder: Wie viel Staat(sgelder) im Sport?

Wie viele Steuergelder sollen in den Sport investiert werden? Wo liegt die Grenze zwischen staatlicher Unterstützung im Sportbereich und privatem Engagement? Diese Fragen stellen sich alle Gemeinwesen – von der Stadt über den Kanton bis zum Bund. Als Bildungsdirektor – ebenfalls zuständig für die kantonalen Rahmenbedingungen für den Sport in unserem Kanton – mache ich mir Gedanken zu diesem Thema anhand dreier Beispiele.

Wer an Sport denkt, hat nicht sofort den Staat im Sinn. Im Gegenteil: Sport bedeutet für viele persönliche Freizeitbeschäftigung und Unterhaltung fern von den Verpflichtungen als Staatsbürger. Und wer eine Karriere als Leistungssportler anstrebt, tut dies einmal primär aus eigener Leistungskraft und mit der Unterstützung privater Sportvereine. In krassem Gegensatz dazu wird die Sportelite vornehmlich aus osteuropäischen und asiatischen Ländern geradezu vom Staat selber gedrillt: Staatliche Sportakademien sorgen für den Spitzen Nachwuchs im Interesse des Nationalstolzes. Sport im Dienste des Staates, heisst hier die Losung. Wir sehen das eher umgekehrt: Wenn schon, soll der Staat im Dienste des Sportes stehen, soweit das öffentliche Interesse dies gebietet. Damit sind wir bei der Frage, wie, wo und in welchem Umfang der Staat mit Steuergeldern den Sport fördern soll. Drei Beispiele dazu.

Infrastruktur für Oberwil Rebels

Mich selber hat der Artikel von Bruno Banzer in der letzten *dorfzeitig* aufgerüttelt: Sollen die Rebels Oberwil verlieren und Oberwil die Rebels, nur weil das Hockeyfeld um einige Meter zu kurz ist für Spiele in der Nationalliga A? Bei der Gründung ihres Hockeyclubs hatten wohl die Rebels zuletzt daran gedacht, dass behördliche Bewilligungen und staatliche Infrastrukturen derart existenziell für ihren Verein werden könnten. Nach gemeinsamen Anstrengungen und insbesondere auch der Anerkennung der

Stadt Zug, dass Streethockey für das ganze Oberwil und unsere Jugend wichtig ist, kann nun die notwendige Erweiterung des Spielfeldes in Angriff genommen werden.

Koordination im Seniorensport

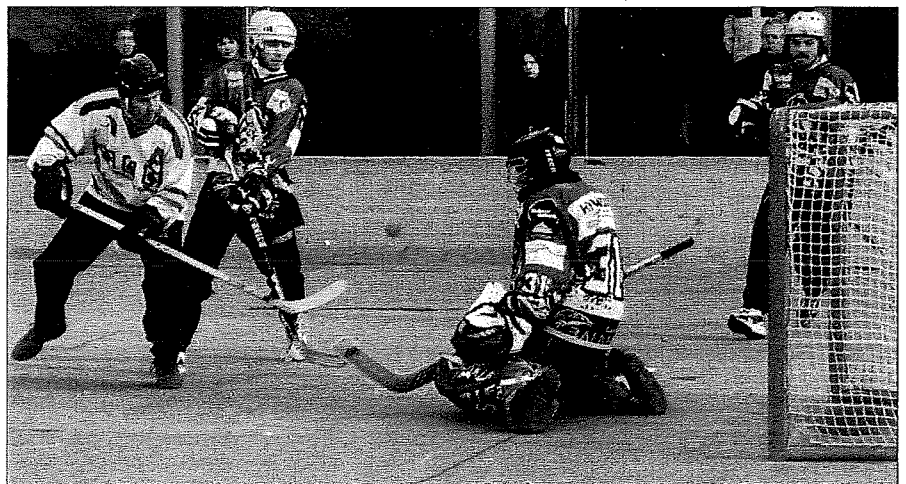
Vom Jugendsport zum Erwachsenensport: Viele Vereine und Institutionen bieten auch Gelegenheiten für Bewegung und Sport für die über 50-Jährigen. Diese Angebote sind oft nicht oder zu wenig bekannt. Dabei ist sportliche Bewegung in der zweiten Lebenshälfte äusserst wichtig für die Gesundheit und kann unsere Gesellschaft auch von Gesundheitskosten entlasten. Und nicht nur der Körper, sondern auch der Geist wird trainiert: Nach neusten Forschungsergebnissen ist körperliche Fitness gerade im Alter beste Voraussetzung für ein leistungsfähiges Hirn (z.B. für die Konzentrationsfähigkeit). Das Sportamt des Kantons Zug unterstützt deshalb das private Engagement in den Vereinen und Institutionen und hat kürzlich die Broschüre «Bewegung in Zug» an die über 50-jährige Bevölkerung verschickt. Eine Koordinations- und Informationstätigkeit, welche im öffentlichen Interesse liegt.

Steuergelder für Olympiade in Zürich?

Der Entscheid über den Einsatz von Steuergeldern wird schwieriger, wenn plötzlich staatliche Unterstützung ver-

langt wird für Grossanlässe im Spitzensport wie Weltmeisterschaften oder Olympiaden. Bei solchen Veranstaltungen geht es nicht mehr um Breitensport oder Volksgesundheit, sondern um (anerkanntermassen oft gute) Unterhaltung, um das Standort-Image sowie um wirtschaftliche Faktoren. Die Kantone Zürich, Graubünden und Schwyz sehen darin genügend Vorteile, um für die Austragung der Olympischen Winterspiele in Zürich 2014 zu kandidieren. Auch der Kanton Zug wurde für die Trägerschaft und die Finanzierung dieser Kandidatur angefragt. Der Zuger Regierungsrat zeigte sich hier zurückhaltend und lehnte eine Mitbeteiligung ab: Zu gross waren bereits zu Beginn die Zweifel an der Machbarkeit und der Verhältnismässigkeit eines derartigen Grossanlasses in unseren kleinräumigen Verhältnissen und die Bedenken in ökologischer und sicherheitstechnischer Hinsicht. Ist unser Kanton deshalb unsportlich? Wohl kaum: Gerade in einer wirtschaftlich und finanzpolitisch schwierigen Zeit versuchen wir, diejenigen Aktivitäten und Projekte zu unterstützen, die im Sinne des Breitensportes eine nachhaltige Wirkung im öffentlichen Interesse haben. Dass wir damit auf dem richtigen Weg sind, belegt unter anderem eine kürzliche Studie, wonach die Zugerinnen und Zuger zu den Sportlichsten in unserem Land gehören!

Matthias Michel, Regierungsrat



Die Oberwil Rebels, Foto Peter Marty

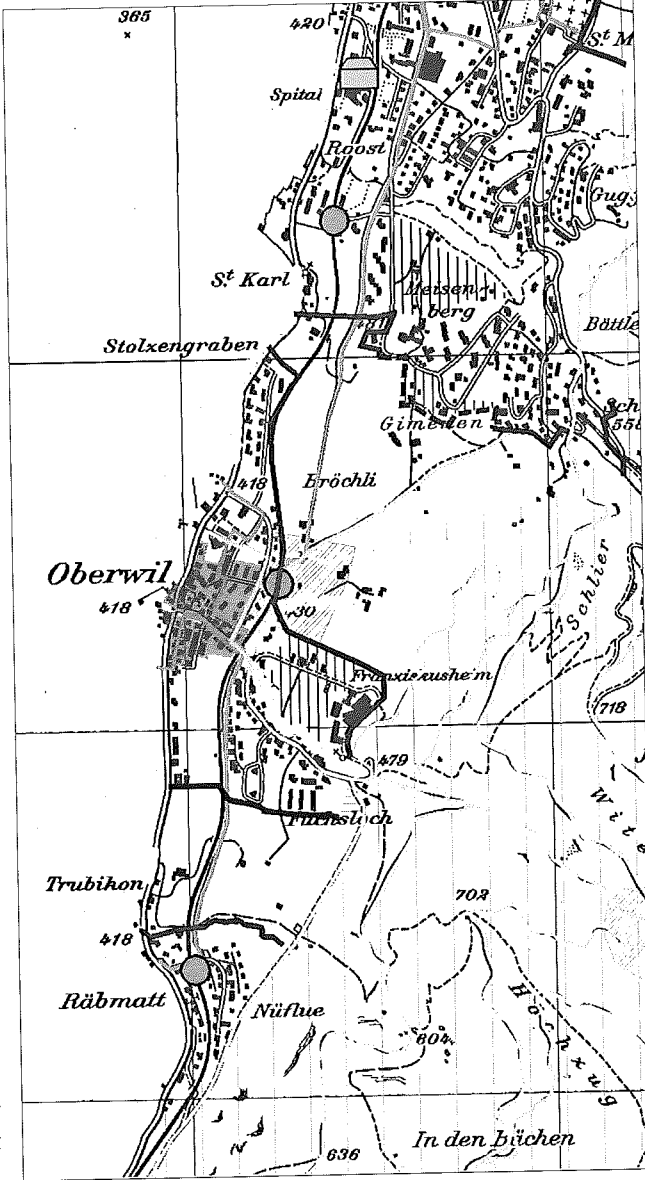
Raumplanung: Oberwiler Dorfcharakter erhalten

Regierungsrat und Kantonsrat wollen den dörflichen Charakter von Oberwil bewahren und gegenüber der Stadt im Norden und gegenüber dem Rämattquartier im Süden deutliche Grünzonen erhalten. Mittels Siedlungsbegrenzungslinien werden die Grenzen der Ausdehnung klar gesetzt. Gleichwohl soll Oberwil innerhalb dieser Linien massvoll wachsen können. Dies ist das Ergebnis der Beratungen zum kantonalen Richtplan von Mitte Dezember 2003.

Ende letzten Jahres hat der Zuger Kantonsrat wesentliche Entscheide für die räumliche Entwicklung unseres Kantons für die nächsten 20 Jahre gefällt. Tendenziell hat der Kantonsrat die regierungsrätlichen Vorgaben gelockert und den Gemeinden mehr Spielraum beim Erlass ihrer Zonenordnungen gewährt. Theoretisch wäre denkbar, dass Oberwil zum südlichen Siedlungsgebiet der Stadt Zug erweitert und somit irgendwann der Stadt einverleibt würde. Die See- und Hanglagen zwischen Zug und Oberwil sowie auch in Richtung Rämatt wären für das Wohnen sehr attraktiv. Regierungsrat und Kantonsrat haben sich aber gegen ein derartiges Expansions-szenario ausgesprochen. Vielmehr soll Oberwil ein eigenständiges und somit rundherum begrenztes Siedlungsgebiet bleiben. Dies ist ein klares Bekenntnis zum Dorfcharakter.

Wer steuert die räumliche Entwicklung?

Gerade in einem kleinen Kanton wie Zug ist eine Planung über die Gemeindegrenzen hinaus wichtig. Das zentrale Instrument für diese räumliche Entwicklung ist der kantonale Richtplan. Dieser gibt darüber Aufschluss, wie sich das Kantonsgebiet räumlich entwickeln soll. Er definiert die Räume für Wohnen, Arbeit, Erholung, Landwirtschaft und Natur und zeigt, wie diese Räume erschlossen werden. Dieser Richtplan ist massgebend für die Ortsplanung durch die gemeindlichen Behörden, insbesondere für die Ausscheidung von Bauzonen. Der Richtplan soll die Entwicklung mittel- bis langfristig steuern und damit dafür zu sorgen, dass auch Generationen nach uns noch Freiräume haben.



Richtplan: schwarze Linien = Siedlungsbegrenzungslinien; schraffierte Flächen = Siedlungserweiterungsgebiete

Wo wächst Oberwil?

Innerhalb klar gesetzter Grenzen, den sogenannten Siedlungsbegrenzungslinien, kann unser Dorf in Zukunft noch wachsen. Bereits heute stellt das ganze Gebiet unterhalb des Fuchslochs in gerader Linie bis zum See Baugebiet dar. Ebenfalls bestehendes Baugebiet ist das nördliche Oberwil unterhalb der Bahnlinie bis zum Haus Stolzengraben. Neu

soll es der Stadt Zug möglich sein, das Gebiet zwischen Widenstrasse und Mülimattweg (und ein Streifen nördlich des Mülimattweges) als Baugebiet zu bezeichnen (sog. Siedlungserweiterungsgebiet).

Wo sind die Grenzen des Wachstums?

Aus Sorge um den längerfristigen Schutz von Naherholungs- und Naturschongebieten hat der Regierungsrat erstmals so genannte Siedlungsbegrenzungslinien gezogen. Der Kantonsrat ist diesem Vorschlag grundsätzlich gefolgt, hat aber diese Begrenzungslinien zum Teil etwas aufgeweicht in der Absicht, jeder Gemeinde etwas mehr Spielraum zu geben. Klar ist jedoch, dass das Siedlungsgebiet Oberwil gegen Norden abgegrenzt werden soll, so dass ein klarer Grüngürtel verbleibt. Das Gebiet zwischen Fridbach und Stolzengraben sowie das Gebiet Freudenberg/Bröchli bis in die Nähe des Mülimattweges bleiben grün. Ebenfalls klar begrenzt wird die zukünftige Bebauungstätigkeit im Süden: Das Gebiet vom heutigen Fuchsloch bzw. der bestehenden Siedlung entlang der Artherstrasse bis zum Trubikerbach bleibt nach wie vor eine Grünzone. Beide Gebiete bleiben wie bisher Landschaftsschongebiete.

Mit dieser Planung lassen Regierungsrat und Kantonsrat einerseits ein massvolles Wachstum an guten Wohnlagen zu. Andererseits wird ein Bekenntnis abgegeben für den Dorfcharakter von Oberwil und für unsere Landschafts- und Naherholungsräume.

Matthias Michel, Regierungsrat

Volksabstimmung vom 19. Oktober 2003

Ein Ja zu Gunsten der Bildung

von Matthias Michel, Bildungsdirektor

Die Oberwiler Schule ist für ihre engagierte, aufgeschlossene Haltung bekannt. Ebenso bekannt ist, dass Oberwilerinnen und Oberwiler ein waches Auge auf die Schulentwicklung werfen. Ich meine, dass aus Oberwiler Sicht die Schulvorlage, welche am 19. Oktober zur Abstimmung gelangt, Zustimmung verdient.

Breite Unterstützung - finanzpolitische Fragen

Den vier Gesetzesänderungen zur Unterrichtszeit und Intensivfortbildung wird weit herum attestiert, dass sie gezielte, lösungsorientierte Massnahmen darstellen. Die Bedenken der Gegnerschaft sind primär finanzpolitischer Art: Liegt es in dieser für die Privatwirtschaft und das Staatswesen schwierigen Zeit überhaupt drin, Mehrausgaben zu Gunsten der Bildung zu beschliessen? Diese Frage kann bejaht werden, wenn diese Mehrkosten gezielt dort eingesetzt werden, wo in der Schule dringender Handlungsbedarf besteht. Und sie kann ebenfalls bejaht werden, wenn damit auch Anliegen aus Wirtschaftskreisen, welche der Vorlage zum Teil skeptisch gegenüber stehen, berücksichtigt werden. Beide Voraussetzungen sind erfüllt, weshalb sich auch ein politisch breit abgestütztes Komitee für die Abstimmungsvorlage stark macht.

Die Gemeinden, der Regierungsrat und die Mehrheit des Kantonsrates haben denn auch die Verbesserungen bei der Unterrichtszeit und der Intensivfortbildung der Lehrpersonen erarbeitet und unterstützt. Zur Volksabstimmung kommt es, weil etwas mehr als ein Drittel des Kantonsrates die Gesetzesänderung dem Behördenreferendum unterstellt hat.

Höhere Anforderungen an die Schule

Von niemandem bestritten ist, dass die Anforderungen an die Schule und damit auch die Arbeitsbelastung der Lehrpersonen in den letzten Jahren markant zugenommen haben: Verstärkte Erziehungsarbeit, Gewalt- und Suchtprävention, Zunahme der sozialen und kulturellen Unterschiede innerhalb einer Klasse, rasante technologische Entwicklung usw. Die Schule – dies eine Forderung gerade auch aus Wirtschaftskreisen – hat diesem veränderten Umfeld Rechnung zu tragen, und dies möglichst rasch und flexibel, um die Schulqualität zu erhalten und zu verbessern. Der schon seit längerer Zeit bestehende Handlungsbedarf besteht primär im Bereich der zeitlichen Rahmenbedingungen. Dort knüpfen die vier neuen Massnahmen ganz gezielt an.

Wirtschaft fordert gezielte Investitionen

Auch in wirtschaftlich und für den Staat finanzpolitisch schwierigen Zeiten fordert die Wirtschaft (zu recht) Investitionen in die Bildung. Aus Gesprächen mit Wirtschaftsvertretern sind mir Anliegen bekannt, welchen die vier vorgeschlagenen Massnahmen klar entgegen kommen:

- So wird explizit gefordert, das Klassenlehrersystem auf der Primarstufe beizubehalten und zu stärken. Dies gelingt nur, wenn die Klassenlehrperson sämtliche mit der

Klassenführung zusammenhängenden Aufgaben, auch die zunehmend organisatorischen und beratenden Funktionen wahrnehmen kann, was mit der neuen Klassenlehrerstunde beabsichtigt ist.

- Wenn in der Schweiz schon relativ spät eingeschult wird, sollen die Kinder zumindest im Kindergarten bereits individuell gefördert werden. Diesem Aspekt wird mit der höheren, entsprechend besoldeten Arbeitszeitverpflichtung für Kindergärtnerinnen Rechnung getragen.
- Angeregt wird die Stärkung der Autonomie und Verantwortung der einzelnen Schule. Genau dies kann gefördert werden, indem die Gemeinden mit dem Pensenpool ein neues flexibles Führungsinstrument erhalten: Der Betrieb und die Entwicklung der einzelnen Schule können – je nach Bedarf – unterstützt werden.
- Schliesslich wird ausdrücklich danach gefragt, wie man gute Lehrkräfte im Schuldienst behalten könne. Die neuen Fortbildungsmöglichkeiten sind eine Antwort darauf (je eine dreimonatige Intensivfortbildung nach 12 bzw. 24 Dienstjahren).

Positive Wirkung der Massnahmen

Die positive Wirkung dieser Massnahmen wird auch von den Gegnern nicht bestritten. Sie erachten jedoch zusätzliche Ausgaben aufgrund der Lage der Staatsfinanzen sowie der guten übrigen Arbeitsbedingungen für Lehrkräfte im Kanton Zug als nicht opportun. Diese gegnerischen Argumente ändern aber nichts am beschriebenen Handlungsbedarf sowie daran, dass gerade auch die Wirtschaft auf Anpassungen der Schule an veränderte Verhältnisse angewiesen ist. Investitionen in die Bildung sind sodann mittel- bis längerfristig zu betrachten. Deshalb sind Anstrengungen zugunsten unseres Bildungsstandortes trotz der (hoffentlich bald vorübergehenden) wirtschaftlichen Stagnation wichtig. Dies mit einem Ja zur Abstimmungsvorlage zu bezeugen, dazu sind Zugerinnen und Zuger am 19. Oktober aufgerufen.

Matthias Michel

Die ungehaltene 1.-August-Rede

Zu einer richtigen 1.-August-Feier gehört eine Rede. Aber auch der Redner ist auf die Feier angewiesen. Was macht er, wenn das Fest wegen unsicherer Witterung abgesagt wird, wie heuer das Tellenörtli-Fest? Bei aufziehenden Wolken und einem Nieselregen stand ich verlassen am See unter Bäumen und schrie einige feierliche Worte dem Westwind entgegen. Ob es so war oder nicht – ich wiederhole hier auf jeden Fall die Worte, die ich als 1.-August-Redner an die Oberwilerinnen und Oberwiler richten wollte.

Liebe Oberwilerinnen und Oberwiler

Meine früheste Erinnerung an den 1. August ist – wie könnte es anders sein – mit Feuerwerk verknüpft. Der «1. August» war Symbol für ein grosses Fest, irgendwann im Jahr oder im Jahrzehnt. Dass es gleichzeitig ein Kalenderdatum ist, begriff ich damals nicht. Später kam eine gewisse Ernüchterung hinzu, als ich mich fragte, was denn da gefeiert werden sollte. Viel mehr als Feuer unter der Wurst und am Himmel war da nicht auszumachen. Doch als Jugendlicher musste ich mich nicht um die Heimat kümmern, derentwegen man ja feiert. Es war wie selbstverständlich, in einer friedlichen und sicheren Umgebung zu wohnen, zu Fuss oder per Velo auf kurzen Wegen zu einer guten Schule zu finden und auswählen zu können, wo und was man studieren wollte mit der guten Aussicht, später einen Job zu bekommen.

Heute erkenne ich: Heimat macht Sinn, immer mehr. Keine Angst, ich versuche hier nicht Heimat zu definieren oder diese mit stolzer Brust hochleben zu lassen. Doch einige Erfahrungen dieses Jahres bringen mich gleichwohl dazu zu sagen, dass «Heimat» top aktuell ist. Denken Sie einmal an die Expo.02: Ob dort nun genügend Schweizerisches geboten wird oder nicht, will ich an dieser Stelle nicht diskutieren (bekanntlich wurde der Mangel an Schweizer Fahnen kritisiert). Bedeutend finde ich, dass an der Expo Hunderttausende von Schweizerinnen und Schweizern ebenso vielen anderen Schweizerinnen und Schweizern begegneten. Und im Innern der Pavillons trafen diese Schweizer dann auf ihre eigenen Sinne: Es wurde ihnen gezeigt, wie sie selber sich und die Umwelt und damit auch ihre Heimat wahrnehmen.

An Schweizerkreuzen mangelt es gleichwohl nicht: Auf Tausenden von T-Shirts

wird die Schweizer Fahne auf der Brust getragen – eine Besonderheit dieses Sommers. Ist dies eine Antwort auf die fehlenden Schweizerfahnen an der Expo? Oder ist hier eine nationalistische Bewegung am Werk? Wohl keines von beiden. Vielmehr scheint es sich hier um eine neue Modeströmung zu handeln, nachdem die Edelweiss-Ethno-Welle mit dem Konkurs von Michel Jordi definitiv verebbt ist. Ich machte in spontanen Strassenumfragen den Test: Junge Leute mit dem Schweizer Emblem auf der Brust fanden dies einfach «in» und wiesen jegliche Verbindung mit nationalen Gedanken und Gefühlen von sich.



Verschiedentlich wurde das geniale Design des Schweizerkreuzes hervorgehoben. Ist es wirklich nur das? Mir scheint bezeichnend, dass alle diese Leute sich nicht scheuen, zu unserem Land zu stehen und es im wörtlichen Sinn mitzutragen. Das freut mich auch deshalb, weil in derselben Zeit von einer grossen Vertrauenskrise gesprochen wird: Verlorenes Vertrauen in die Politik, in die Wirtschaft, in die Medien. Auch ich stelle mir Fragen über den Umgang mit der Verantwortung in diesen Bereichen. Doch gleichzeitig bin ich zuversichtlich, dass gerade diese Krise uns helfen wird, wieder daraus herauszukommen.

Diese Zuversicht wird gerade auch durch die vielen Leute genährt, die das Schweizerkreuz herumtragen.

Und wenn wir auf unser Dorf schauen, so bin ich ebenso zuversichtlich. Zwar wird häufig bemängelt, die ehemals starken Vereine würden dahinsterven und mit ihnen die traditionellen Jahresanlässe. Doch es gibt auch andere Zeichen. Ich erinnere mich an die Feste in der Turnhalle: Einweihungsfest, Jubiläum der Dorfmusik, Schulfest und Dorffest an der Chilbi. Heimatlich zumute wird mir auch, wenn ich jeweils die Oberwiler Zytyg durchlese: Was da an historischen Geschichten, an politischen Streitgesprächen und an ortskundlichen Leckerbissen geboten wird, ist erfreulich und zeigt zu einem wesentlichen Teil, was unser Oberwil ausmacht. Und ist es nicht auch Heimatfreude, die wir empfinden, wenn die Oberwil Rebels ein Streethockey-Turnier gewinnen? Schliesslich kommt mir das Zusammenstehen in der Überschwemmungsnacht von anfangs Juni in den Sinn. Es war auch Heimatverbundenheit, welche die Helferinnen und Helfer und diejenigen gespürt haben, denen geholfen wurde.

Damit will ich zum Schluss sagen: Heimat wird nicht einfach einmal jährlich gefeiert. Sie findet jeden Tag statt, selbst wenn sie oft nicht bewusst oder spürbar wird. Und für diesen Alltag, den ich für mich, meine Familie, meine Nachbarn und meine Bekannten lebenswert empfinde in Oberwil, in unserem Kanton und unserem Land, bin ich dankbar. Damit schliesse ich meine, nun noch in schriftlicher Form gehaltene Rede, die auch dem Inhalt nach nicht ungehalten war.

Matthias Michel

Unter dem Titel «Seesicht» greift Kantonsrat Matthias Michel regelmässig politische und gesellschaftliche Themen auf, die uns als Oberwilerinnen und Oberwiler betreffen.

Vom Zuger- zum Neuenburgersee: Einfall an der Expo.02

Statt des Sonnenuntergangs über dem Zugersee erlebte ich am frühen Morgen des 8. Juni 2002 den Sonnenaufgang über dem Neuenburgersee. An diesem Morgen sind Reisende aus Oberwil, Zug und der gesamten Zentralschweiz in die Romandie eingefallen: Der Zentralschweizer Tag an der Expo.02 unter dem Motto «Einfall Zentralschweiz» war geprägt von kulturellen Einfällen verschiedenster Art. Es wurde spürbar, was Heimat bedeuten kann.

Die Sonne ist eben aufgegangen. Die Ruhe auf dem Bahnhofplatz in Yverdon-les-Bains lässt nicht vermuten, dass heute der «Einfall der Zentralschweiz» mit ihren urtümlichen Gebräuchen und mit zeitgenössischem Klamauk bevorsteht. Einzig ein Stapel verummter Alphörner vor dem «Bistro de la Gare» zeigt, dass hier etwas im Anzug ist. Ich schlendere Richtung See, zusammen mit anderen Unentwegten. Dabei auch ein Zuger Wirt, der verunsichert ist, ob er seine Zuger Kirschtorten loswerden wird, steht doch sein Marktstand noch nicht bereit – «typisch Romandie», meint er. Was typisch ist an der Romandie, an der Zentralschweiz, das werden wir heute vielleicht erleben. Fast besinnlich dann der Moment, als Nauen und Dampfschiffe anlegen, der Tell mit seinem Sprung eine neue Tellsplatte im Welschland begründet, und die Horden von Fasnachtsfiguren, Saggengestalten, Landsknechte, Tambouren, Alphorn- und andere Bläser das Terrain romand betreten. Alle in friedlicher Absicht – ein kultureller Einfall.

«Hier gibts nichts zu sehen»

Diesen Kommentar und auch die Übersetzung «Ici, il n'y a rien à voir» steht auf den Plakaten zweier Künstler, welche uns den ganzen Tag über mit ihren stummen Schwarz-auf-weiss-Kommentaren begleiten werden. Nein, nur zu sehen gibt's nichts: Zu erleben gibt es etwas heute! Dies merken die durch Trichler und Tambouren aufge- weckten Compatriotes aus Yverdon, die erstaunt im Morgenrock vor der Türe stehen. Das Erlebnis ist grossartig: Die Greth Schell und ihre «Löhli» aus Zug tänzeln plötzlich auf fremdem Boden, zu ihr gesellen sich die Nüssler aus Steinen und das Lozärner Vuotisheer. Die Trichler und Geisslechlöpfer aus Arth und die

Wilde Manne aus Küssnacht vermischen sich mit Stadt- und Harmoniemusiken – eine inszenierte Unordnung. Typisch Romandie oder Zentralschweiz? Auch Vergangenheit und Gegenwart vermischen sich: Die alten Urner Sagen werden schlagzeugbegleitet, der ehrwürdige Kirchturm wird umhängt von Bildtüchern des Künstlers Franz Bucher, während der Chor cantori contenti im Kircheninnern Zeitgenössisches singt. Alphörner lassen ihre urtümlichen Rufe erklingen, treten aber auch als Jazzinstrumente auf, was Entzückung hervorruft: «C'est du jazz avec des cors des alpes – il faut le faire!» Geschichte und Kultur fallen zusammen.

«Schiissgruebe-Lauwi»

Eine weitere zeitgenössische Performan- ce: «Himmelrich, Höllloch, Hölltobel, Höllgrotte» ertönt plötzlich in unseren Dialekten (Poésie 1:25'000 von Max Huwyler und Geri Dillier). In den Ohren



Foto: Yvonne Marty

unserer welschen Mitbürgerinnen und -bürger mögen diese Flurnamen wie Deutschschweizer Flüche oder Alpsegen klingen. «Langezug-Lauwi, Lungethal-Lauwi, Schiissgruebe-Lauwi» wird drohend gerufen, erinnern diese Bezeichnungen doch an die lawinengefährdeten Steilhänge (und auch an die Auto-Lawine) im Urnerland. Einfall oder Zufall,

dass kurz nach der «Schiissgruebe-Lauwi» die in der Nähe wiederkauende Kuh etwas auf Yverdon's «Place Pestalozzi» fallen lässt? Mir aber wecken die «Lauwenen» unvermittelt die Überschwemmung in Oberwil in Erinnerung: Zwei Nächte vorher wurden Oberwils Strassen und Keller mit Wasser und Schlamm überschwemmt.

Gelebte Verbundenheit

In der besagten nassen Nacht erlebten Oberwilerinnen und Oberwiler die spontane Hilfe von Freunden und Nachbarn. Die Menschen, die einander Kübel um Kübel reichten, um einen Keller zu entwässern, fühlten sich durch mehr verbunden als durch diese Wasserkette. Daran erinnere ich mich, hier in Yverdon inmitten der gutgelaunten Menschenmenge. Auch die Menschen hier fühlen sich verbunden: In der Freude an Kultur und Fest, im Applaus für die Künstlerinnen und Künstler sowie die Expo-Organisatoren, im Bewusstsein der gemeinsamen Geschichte und Gegenwart. Die Zweisprachigkeit ist nicht Hindernis, sondern wird zum spielerischen Mittel miteinander zu kommunizieren, unterstützt durch Musik, Theater, Tanz. Viele erzählen von guten Begegnungen an diesem Tag. Und viele werden ähnlich gefühlt haben wie ich: Die erlebte Verbundenheit, das gemeinsame Überwinden

von Grenzen lässt ein Heimatgefühl aufkommen. Am Neuenburgersee, am Zugersee.

Matthias Michel

Unter der Rubrik «Seesicht» greift Kantonsrat Matthias Michel regelmässig politische und gesellschaftliche Themen auf, die uns als Oberwilerinnen und Oberwiler betreffen.

Zugersee-Schifffahrt: Die Politik fährt mit

Als ich als Bub die Zugerseemattrosen auf der «Rigi» bei ihrem Tauwurf bewunderte, ahnte ich nicht, dass ich diese Schiffe in politischen Gewässern wieder antreffen würde. Nicht, dass dadurch die Schifffahrt verpolitisiert oder die Politik verwässert würde, nein. Vielmehr bekam die Kantonsratsdebatte von Anfang Jahr etwas Fahrtwind.

Eben hat die Schifffahrtsgesellschaft ihre ordentlichen Sonntagskurse aufgenommen. Wenn die Zugerseeschiffe wieder regelmässig durch den See pflügen, ist dies ein sicheres Zeichen des Vorfrühlings, Jahr für Jahr. Ich mag mich noch an die schnittigen Holzboote mit Regenverdeck erinnern, die Anfang des letzten Jahrhunderts den Dienst aufgenommen haben («Rigi II» und «Schwan»). Doch auch bei der modernen Flotte kommen nostalgische Gefühle, wenn ich mich auf dem ältesten Reise- und Transportmittel bewege. Ich spüre dann wieder die kindliche Freude am Rauschen und am Wind.

Im Vergleich zu meinen Kindheitsträumen erscheint die kantonsrätliche Traktandenliste vom Januar 2002 geradezu nüchtern: «Kantonsratsbeschluss betreffend Investitionsbeitrag an die Schifffahrtsgesellschaft für den Zugersee und betreffend Unterstützung der öffentlichen Schifffahrt auf dem Ägerisee». Es geht um staatliche Gelder für neue Motorschiffe. Doch die Debatte ist weder nüchtern noch emotionslos, im Gegenteil. Auf ganzen acht Protokollseiten ist zu lesen, wie man sich bei diesem Thema engagiert. Die historische und touristische Dimension der Zuger Schifffahrt wird betont. Wo sonst Parlamentarier um Paragraphen streiten, werden plötzlich innovative Visionen kreiert. Vorgeschlagen wird zum Beispiel ein Zweiseenrundfahrtbillet, das Fahrten auf dem Zuger- und Ägerisee beinhaltet. Wie dabei die Verbindung zwischen beiden Seen schiffbar zu machen wäre, blieb jedoch offen.

Geschichtsträchtig ist sie in der Tat, unsere Schifffahrt. Genau vor 150 Jahren lief das erste Zugerseeschiff vom Stapel. Eigentümerin des Schiffes war eine Aktiengesellschaft im Mehrheitsbesitz der Stadt Zug (die staatliche Beteiligung an Verkehrsunternehmen ist somit nichts Neues, ob zu Wasser oder zu Luft). Doch schon drei Jahrzehnte später trieb die Konkurrenz der Gotthard-

bahn die Schifffahrt in die Krise. Um die Auslastung der Schiffe nicht gar zu traurig präsentieren zu müssen, zählte man auch Vierbeiner mit: Im Jahr 1897 habe man noch 23'000 Passagiere, 174 Hornvieh und 358 Schmalvieh gezählt. Aus der Not zur Tugend: Statt als Transport- wird das Schiff nun als Vergnügungsmittel angepriesen, was es bis heute geblieben ist. In heutigen Worten wird von nicht weniger als einem «erlebnisorientierten und individualisierten Freizeitprodukt» gesprochen (Homepage Zugersee Schifffahrt).



Derweil wird im Zuger Kantonsrat immer klarer, dass die Beschaffung eines neuen Schiffes unproblematischer ist als das Entsorgen eines bisherigen. Das alte Schiff (gemeint ist das Motorschiff «Zug») müsse verschwinden, und es dürfe schon gar nicht als weiteres Lager- oder Hotelschiff herumtuckern, so eine markige Stimme. Von anderer Seite wurde der Ersatz des erst 20-jährigen Schiffes als Ausdruck einer extremen Wegwerfmentalität gebrandmarkt. Einigkeit herrschte im Rat darüber, dass das traditionelle Ägeriseeschiff sich bald selber entsorge. Man befürchtet, die legendäre «Victory» würde nicht mehr lange ihrem Namen gerecht und vermöge kaum mehr siegreich die Wogen zu bekämpfen. Man sei jedes Mal froh, so ein besorgter Parlamentarier, wenn dieses, im Volksmund inzwischen zu «Flicktory» umgetaufte Boot jeweils wieder zurück sei.

Auf den Zugerseeschiffen ist inzwischen die kulinarische Seite ebenso bedeutend geworden wie die seemännische. Die Kulinarika-Angebote sind mindestens so wichtig wie der Kursplan.

Das Angebot reicht vom traditionellen Sonntags-Zmorgebuffet über den innovativen Zugersee-Lunch für Manager bis hin zum abendlichen Pasta- und Risotto-Plausch, vom währschaftigen Fondue-Schiff übers Sommernachts-Buffer bis hin zum Parcours d'Amour. Wer in einer Saison den ganzen Parcours absolvieren will, dürfte kaum mehr zu Hause essen.

Nun wirds im Kantonsrat aber noch richtig politisch: Da man sich untereinander ziemlich einig ist, werden andere getadelt. Dass der Kanton Schwyz nicht zur Finanzierung des neuen Zugerseeschiffes beitragen will, stösst auf herbe Kritik: Man habe für das «äusserst unfreundliche, ja sture Verhalten unseres reichen Nachbarkantons überhaupt kein Verständnis», tönte aus offiziellem Munde. Und diejenige Partei, die sich konsequent bei jeder passenden oder auch unpassenden Gelegenheit auf die Urväter unseres Staates beruft, fand noch einen Appell aus dem Rütlichschwur, um den Kanton Schwyz zum Mitmachen zu motivieren: «Wir wollen sein ein Volk von einig Brüdern und Schwestern.» Sie merken, liebe Leserin und lieber Leser: Die Politik hat das Ruder fest in der Hand!

Matthias Michel

Die Äusserungen aus dem Kantonsrat sind dem offiziellen Protokoll der Sitzung des Kantonsrates vom 31. Januar 2002 entnommen. Die geschichtlichen Zitate und Hinweise stammen aus: «Sonne, Molke, Parfümwolke – Geschichte und Geschichten des Zuger Tourismus», herausgegeben zum 100-Jahr-Jubiläum der Schifffahrtsgesellschaft für den Zugersee, Zug 1997 (Konzept und Realisation: Nestro AG, Texte: Michael van Orsouw).

Unter der Rubrik «Seesicht» greift Kantonsrat Matthias Michel regelmässig politische und gesellschaftliche Themen auf, die uns als Obervilerinnen und Oberviler betreffen.



Seesicht

Oberwiler Seemeile – Strassenraum oder Lebensraum?

Ist die Kantonsstrasse durch unser Dorf Strassenraum oder Lebensraum? Unser Dorf lebt von der Artherstrasse, lebt sie aber auch vom Dorf? Solche Fragen stellen wir uns kaum mehr: Diese Strasse ist für uns derart alltäglich, dass wir uns an deren bisherige Gestaltung gewöhnt haben. Doch gäbe es auch andere Strassenbilder, welche die Qualität unseres Dorfzentrums steigern würden – nachfolgend ein paar Gedanken dazu.

«Vor 15 Jahren war der Weg von Zug nach Arth ein unbegehrter Pfad, wo das beste Pferd strauchelte», schrieb der anno 1840 hier durchreisende französische Dichter Victor Hugo und ergänzte lobend: «Jetzt ist es eine grossartige, ausgezeichnete Strasse!» Und auch 100 Jahre später, nach der Verbreiterung der Strasse, war man voll des Lobes: «Die neue Autostrasse durch das Dorf hat unsere Ortschaft verschönert.» Doch schon wenige Jahre später beklagte man die Kehrseiten. Ein Gesuch «im Kampf gegen die Raserei» wurde zwar im Jahr 1953 abgelehnt. Später gehörte Oberwil jedoch zu den ersten Gemeinden mit Tempolimiten und mit Tempo-30-Signalisation (diese historischen Informationen und Zitate stammen aus Beiträgen von Heinz Amstad und Christian Raschle im Buch «Oberwil bei Zug, einst und jetzt», herausgegeben von der NOG 1994).

Wie stehen wir selber zu «unserer» Strasse? Wir gehören zu deren primären Benutzern, und ich selber geniesse allmorgendlich die Fahrt entlang des geschwungenen Seeufers. Gleichzeitig sind wir Dorfbewohner und wünschen uns hier eine gute Lebensqualität. In dieser Hinsicht tut sich was an der Artherstrasse: Seit kurzem markiert eine Mittelin-

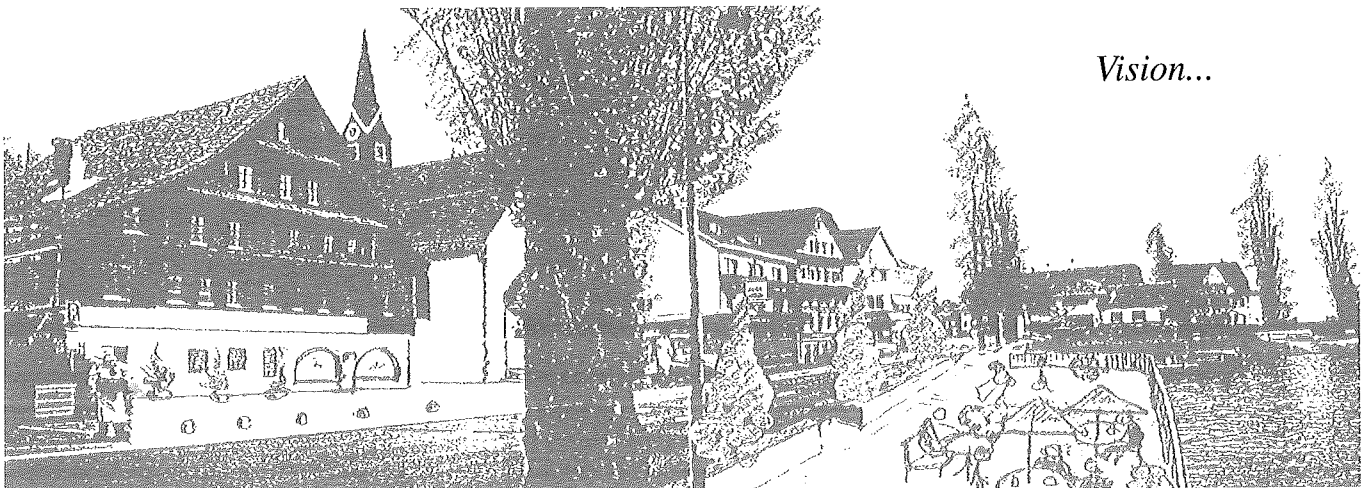
sel den südlichen Dorfeingang. Und auch beim nördlichen Teilstück (Einfahrt Tellenmattstrasse) soll die Verkehrsführung für Autos, Velos und Fussgänger merklich verbessert werden. Ich freue mich auf diese Verbesserungen, frage mich aber gleichzeitig: Was geschieht zwischen Dorfeingang und -ausgang? Diese «Oberwiler Seemeile» bietet ja eigentlich eine enorme Vielfalt: Von schulischen bis zu kirchlichen Bauten mit ihren Kunstwerken (Josef Herzog im Schulhaus, Ferdinand Gehr in der Kirche), vom frischen Brot bis zum neusten Peugeot, vom Kiosk im Tellenörtli über die Forelle nach Zugerart bis zur ausgesuchten mexikanischen Sommerküche, vom Coiffeur bis zur Post.

Muss sich diese Vielfalt entlang einer markanten Hauptstrasse drängen, sich optisch gar verdrängen lassen? Es ist eine neuere Erkenntnis, dass Strassenraum nicht nur aus Strasse besteht, sondern gestaltet werden kann (gemäss dem kantonalen Strassengesetz sind Strassen «umwelt-, ortsbild- und landschaftsschonend zu planen und zu bauen»). Und es gibt neuste Beispiele für positive Gestaltungen von Strassenraum, welche man sich noch vor kurzem kaum so hätte vorstellen können (z.B. Dorfstrasse in Baar). Es geht hier nicht

darum, den Verkehr zu erschweren, sondern vielmehr darum, das Dorf auch für die Durchreisenden spürbar zu machen; Verkehrsberuhigung weniger durch Tafeln als durch gestalterische Massnahmen. Und es geht darum, dass für uns Oberwilerinnen und Oberwiler die Artherstrasse durchs Dorf auch Lebensraum ist. In einigen Oberwiler- und stadtbehördlichen Köpfen wird schon gestaltet. Dem gestalterischen Willen werden jedoch schnell Grenzen gesetzt: Der Kanton fordert bestimmte Strassenbreiten, Sichträume und Mindestabstände von Pflanzungen. Solche Bedenken des Kantons sind zwar ernst zu nehmen, jedoch auf die örtlichen Gegebenheiten und auf die Verhältnismässigkeit hin zu überprüfen. Ebenso ernst ist es mir nämlich mit der Anregung, unsere Seemeile zu gestalten, dies unter Mitwirkung der beteiligten Grundeigentümer. Das «oder» im Titel ist somit zu ersetzen: Strassen- und Lebensraum sind gefragt!

Matthias Michel, Oberwil

Unter dem Titel «Seesicht» greift Kantonsrat Matthias Michel regelmässig politische und gesellschaftliche Themen auf, die uns als Oberwilerinnen und Oberwiler betreffen.



Vision...

Stille Zeichen setzen

Der an dieser Stelle ursprünglich vorgesehene Beitrag unter dem Titel «Seesicht» ist angesichts der Ereignisse im Kantonsratssaal zur Bedeutungslosigkeit geworden. Doch Worte zu finden für dieses Unfassbare, fällt nicht leicht. Vieles lässt sich nur in Gesten und Zeichen ausdrücken, wie dies tausende von Zugerinnen und Zugern in diesen Tagen tun, so die Erschütterung, das Beileid und die innere Unterstützung für die schwer geprüften Angehörigen. Diese wichtigen, stillen Zeichen von Anteilnahme und Verbundenheit sind Pfeiler, auf der die betroffenen Familien und wir alle in Zukunft aufbauen können.

Unheimlich und ohne Horizont erscheint mir der See, dem ich in einer dieser Nächte entlang wandere mit dem Ziel, Ruhe zu finden. Noch fühle ich die Erstarrung und die Ohnmacht, die ich während der nicht enden wollenden Minuten im Kantonsratssaal erleben musste. Noch sucht mein Blick Gesichter von Kolleginnen und Kollegen, die mir nie mehr begegnen werden. Und mein Herz ist schwer beim Gedanken an die betroffenen Familien. Mein Schritt geht in die Dunkelheit, weg von Zug. Ich möchte mich vom schrecklichen Ort der

Tat entfernen, nicht mehr erinnert werden daran. Doch das hilft nichts. Ich kehre um, reihe mich ein mit den unzähligen Personen am Landsgemeindeplatz, sammle und versammle mich mit ihnen. Das gemeinsame Schweigen tut gut. Die Lichter und Blumen schaffen eine Atmosphäre des Vertrauens und der Andacht für alle Betroffenen.

Einerseits stehen die politisch Verantwortlichen vor der Herausforderung, unsere Volksvertretung bald wieder besetzen und die demokratischen Institutionen normal arbeiten zu lassen; auf vielen Personen lastet hier eine grosse Verantwortung. Andererseits mag ich gar nicht zur üblichen Tagesordnung zurückkehren: Der Respekt vor den Opfern und deren Familien gebietet, dass wir unsere üblichen Geschäfte aussetzen. Und ich spüre die Verpflichtung, dass wir nicht nur die leidvolle Seite dieses Anschlages solidarisch ertragen, sondern dass wir die Solidarität weiterleben. Dies geschieht auf persönlicher Ebene und im Kontakt mit den betroffenen Familien über die Beileidsbezeugungen dieser Tage hinaus auch in den kommenden Wochen und Monate.

In den Medien wird viel debattiert und geschrieben, was nun alles zu tun sei. So schlägt ein Unternehmensberater vor,

das Ereignis durch einen Schriftsteller aufarbeiten zu lassen – dies wird wohl auch ohne staatlichen Auftrag dazu geschehen. Und es werden Ombuds- und andere Staatsstellen für solche Spezialfälle gefordert. Es wird beklagt, Verwaltungs- und Gerichtsbehörden würden zum Teil unsensibel mit Menschen umgehen. Voreilige Vor- und Ratschläge sowie Hinweise darauf, wie man den Attentäter auch noch hätte behandeln und verstehen können, ertrage ich deshalb schlecht. Zumindest müsste man die Hintergründe der aktuellen tragischen Geschichte kennen. Man würde herausfinden, dass gerade im vorliegenden Fall Verwaltungs- und Gerichtsbehörden mehrfach Gespräche mit dem schwierigen Menschen, der im Wahn zum Attentäter wurde, geführt haben; dies ausserhalb förmlicher Verfahren bzw. ohne durch Verfahrensregeln dazu verpflichtet gewesen zu sein.

Nachdenken ist bestimmt gefragt. Die in der Bevölkerung nun gelebte Stille ist eine Einladung, dies mit Sorgfalt und mit der nötigen Ruhe zu tun. Dies gilt besonders für das nächste Jahr, in welchem auf Kantons- und Gemeindeebene Gesamterneuerungswahlen anstehen. Wenn nun überall das Zusammenstehen nicht nur gefordert, sondern auf der Strasse sichtbar gelebt wird, so ist dies eine Aufforderung, dass dies im nächsten Jahr spürbar wird. Parteipolitische Kämpfe wären problematisch. Ich vertraue darauf, dass sich vorerst die Parteileitungen mit allem Respekt und mit aller Sorgfalt über das Verhalten in den nächsten Monaten verständigen und dieses auch öffentlich kommunizieren. Dies wäre ein wichtiges Zeichen, das wir über diese Tage und Wochen hinaus setzen könnten, um die Stärke, die Solidarität und das Funktionieren unseres Staatswesens auch in schwierigen Zeiten zu beweisen. Und es wäre ein Akt des Respekts gegenüber allen Betroffenen.

Matthias Michel, Kantonsrat



Seesicht

Im idyllisch gelegenen Oberwil vergisst man beim Untergang der Sonne zwischen den Pappeln leicht die ganze Welt. So schön dies für gewisse Momente ist, so sehr werden wir als Teil von Stadt und Kanton Zug von Entwicklungen um uns herum beeinflusst. In diesem Sinn möchte ich unter dem Titel «Seesicht» regelmässig politische und gesellschaftliche Themen aufgreifen, die uns als Oberwilerinnen und Oberwiler betreffen.



Zum Thema See: In einer Zeit, in welcher wir uns vermehrt um die Erhaltung unserer natürlichen Lebensgrundlagen und unserer Umwelt sorgen, hat der See für mich eine symbolhafte Bedeutung: Der Schutz des Wassers als natürliche Lebensgrundlage ist ein Ausdruck dafür, wie wir generell mit der Umwelt umgehen. Und hier hat die Sensibilität auch in behördlichen Kreisen zugenommen. Neben der Wasserqualität beginnt man sich mehr und mehr auch für die Uferzonen zu interessieren, die für die ökologische Funktionsfähigkeit eines Sees, dessen Vegetation und Tierreichum grösste Bedeutung haben. Nur die

Alteingesessenen erinnern sich daran, dass man einst von der Stadt Richtung Oberwil an einem Schilfgürtel entlang fuhr. Dieser soll wieder Wirklichkeit werden: Der Kantonsrat hat den Regierungsrat beauftragt, Schilfgebiete besonders zu schützen und zu fördern und insbesondere zwischen der Stadt und Oberwil einen Schilfgürtel anzulegen (Motion Josef Zeberg). Ebenfalls zugunsten des See- und Uferschutzes hat sich der Regierungsrat kürzlich bei der Beantwortung von Fragen zur Einrichtung von Bojenfeldern auf dem Zugersee ausgesprochen: Das Bedürfnis der Bootstationierung wird anerkannt, soll jedoch durch zentrale Hafenanlagen befriedigt werden. Vermieden werden soll eine Verzettlung von Einzelanlagen (Boothäuser, Bojen, Stege), welche Landschaft, Ökosystem und auch die Fischerei belasten. Ich begrüsse es, dass der Regierungsrat den See einerseits als Naherholungs- und damit auch Freizeitgebiet betrachtet, dass er andererseits aber die menschlichen Aktivitäten durch planerische Massnahmen lenkt, um so die Uferzonen sowohl für die Allgemeinheit freizuhalten als sie auch vor Belastungen zu schützen.

Generell ist der Lebensraum in unserem Kanton zurzeit Gegenstand öffentlicher Diskussionen. Alle Interessierten konnten in den letzten Monaten zum regierungsrätlichen Entwurf des Raumordnungskonzepts (ROK) Stellung nehmen. Es geht hier um die wichtige Aufgabe, die Ziele der räumlichen Entwicklung über die Gemeindegrenzen hinaus festzulegen. Dass Fragen zum zukünftigen

Wachstum unseres Kantons, zum Verkehrskonzept und zu Einzonungen sehr kontrovers diskutiert werden, ist nicht verwunderlich. Entsprechend gespannt darf man sein, wie der Regierungsrat die Vernehmlassungen in sein Konzept einfließen lassen wird. In einem späteren Zeitpunkt werde ich deshalb darauf zurückkommen. Hier sei immerhin darauf hingewiesen, dass für Oberwil zwei Schwerpunkte aus dem Entwurf des ROK besonders massgebend sind: Erstens wird unser Dorf zum Agglomerationsraum Lorzenebene gezählt, der in erster Linie der Besiedlung zu Wohn- und Arbeitszwecken dient. Um so wichtiger ist die Definition der Siedlungsgrenzen sowie die Frage, inwieweit in und um Oberwil herum zusätzliche Verdichtungsmöglichkeiten und/oder Bauzonen entstehen. Zweitens gehören die Oberwiler Ufer zu dem im Konzept speziell definierten und geschützten Natur- und Erholungsraum Zugersee.

Für die Sommerzeit wünsche ich uns allen schöne Aussichten – auf den, vom und aus dem See.

Matthias Michel
Kantonsrat

